



Fred Vargas

Im Schatten des Palazzo Farnese

scanned by unknown
corrected by ab

Drei exzentrische Pariser Studenten in einem heißen römischen Sommer, eine wundervolle Femme fatale, ein italienischer Bischof, der den Genüssen des Lebens zugetan ist – sie alle werden in einen Mordfall hineingezogen, bei dem es um ein sehr seltenes Mordinstrument geht: den Schierlingstrank. Wer war in der Lage, das antike Gift zu bereiten?

ISBN: 3-7466-1515-1

Original: Ceux qui vont mourir te saluent

Aus dem Französischen von Tobias Scheffel

Verlag: Aufbau Taschenbuch Verlag GmbH, Berlin

Erscheinungsjahr: 2. Auflage 2004

Umschlaggestaltung: Simone Leitenberger

Dieses E-Book ist nicht zum Verkauf bestimmt!!!

Buch

Der vorliegende »römische« Roman war Vargas' erster Krimi. Er erschien 1994 in Frankreich.

Die Zutaten: Drei etwas exzentrische französische Studenten in Rom, die sich die Namen römischer Kaiser gegeben haben: Claudius, Tiberius, Nero. Eine wundervolle Italienerin, Laura, der in dieser Geschichte nahezu alle Männer verfallen. Claudius' Vater, ein namhafter Pariser Kunsthistoriker. Lorenzo Vitelli, ein feinsinniger italienischer Bischof, zuständig für die Vatikanbibliothek. Richard Valence, Sonderbeauftragter der französischen Regierung – kultiviert, sehr gut aussehend, Sakko und geschlossener Hemdkragen selbst bei dieser römischen Hitze. Sein erklärter Gegenspieler, Inspektor Ruggieri, immer in Hemdsärmeln, Typ Columbo. Der Fall: Auf dem europäischen Kunstmarkt taucht aus obskurer Quelle eine unbekannte Michelangelo-Zeichnung auf. Wurde sie aus den Archiven des Vatikans gestohlen? Überstürzt reist Claudius' Vater nach Rom. Bei einer nächtlichen Gala vor dem Palazzo Farnese wird er kurz nach seiner Ankunft durch einen Becher Schierling umgebracht. Wer aber war in der Lage, den antiken Gifttrank zu bereiten?

1

Die beiden jungen Männer warteten im Hauptbahnhof von Rom.

»Wann kommt ihr Zug?« fragte Nero.

»In einer Stunde und zwanzig Minuten«, erwiderte Tiberius.

»Willst du lange da so liegen bleiben? Willst du die ganze Zeit hier so rumhängen und auf diese Frau warten, ohne dich zu rühren?«

»Ja.«

Nero seufzte. Der Bahnhof war leer, es war acht Uhr morgens, und er wartete auf diesen verdammten Palatino aus Paris. Er betrachtete Tiberius, der sich auf einer Bank ausgestreckt und die Augen geschlossen hatte. Eigentlich konnte er sich leise davonmachen, nach Hause gehen und sich wieder schlafen legen.

»Bleib da, Nero«, sagte Tiberius, ohne die Augen zu öffnen.

»Du brauchst mich nicht.«

»Ich will, daß du sie siehst.«

»Gut.«

Schwerfällig setzte sich Nero.

»Wie alt ist sie?«

Tiberius rechnete. Er wußte nicht genau, wie alt Laura sein mochte. Er war dreizehn gewesen und Claudius zwölf, als sie sich in der Schule kennenlernten, und schon damals war es eine ganze Weile her, daß Claudius' Vater zum zweiten Mal geheiratet und Laura zur Frau genommen hatte. Das bedeutete, daß sie fast zwanzig

Jahre älter als sie beide war. Lange Zeit hatte er geglaubt, sie sei Claudius' Mutter.

»Dreiundvierzig«, sagte er.

»Gut.«

Nero schwieg einen Augenblick. Er hatte eine Feile in seiner Tasche gefunden und war jetzt damit beschäftigt, sich die Fingernägel zu feilen.

»Ich bin Claudius' Vater schon mal begegnet«, bemerkte er. »Er hat nichts Besonderes. Erklär mir, warum diese Laura einen Kerl geheiratet hat, der nichts Besonderes an sich hat.«

Tiberius zuckte mit den Schultern.

»So was kann man nicht erklären. Ich vermute, sie liebt Henri trotzdem, man weiß nur nicht warum.«

Tatsächlich hatte Tiberius sich das auch schon oft gefragt. Was tat die einzigartige, herrliche Laura in den Armen dieses so grundsoliden und steifen Typen? Man konnte es nicht erklären. Man hatte nicht mal den Eindruck, daß Henri Valhubert sich bewußt war, wie einzigartig und herrlich seine Frau war. Hätte Tiberius mit Henri leben müssen, er wäre augenblicklich an Langeweile gestorben, Laura aber machte nicht den Eindruck, als würde sie daran sterben. Auch Claudius fand es unglaublich, daß es seinem Vater gelungen war, eine Frau wie Laura zu heiraten. »Es ist bestimmt ein Wunder, profitieren wir davon«, pflegte er zu sagen. Es war ein Problem, über das Claudius und er schon lange nicht mehr nachdachten und dessen Erörterung sie immer mit der Bemerkung »So was kann man nicht erklären« abbrechen.

»So was kann man nicht erklären«, wiederholte Tiberius.

»Was machst du da mit der Nagelfeile?«

»Ich nutze unser Warten, um meinem Erscheinungsbild

den letzten Schliff zu geben. Solltest du Interesse daran haben«, fügte er nach kurzem Schweigen hinzu, »ich besitze noch eine.«

Tiberius fragte sich, ob es wirklich eine so gute Idee war, Laura Nero vorzustellen. Laura hatte sehr empfindliche Seiten.

2

Henri Valhubert mochte solche Störungen nicht.

Er öffnete die Hand und ließ sie seufzend auf den Tisch fallen.

»Ja, es ist einer«, erklärte er.

»Sind Sie sicher?« fragte sein Besucher.

Valhubert zog eine Augenbraue hoch.

»Entschuldigen Sie«, sagte der Mann. »Wenn Sie das sagen.«

»Es ist ein Gekritzeln von Michelangelo«, fuhr Valhubert fort, »ein Stück von einem Torso und ein Schenkel, die aus heiterem Himmel hier in Paris auftauchen.«

»Ein Gekritzeln?«

»Ganz richtig. Irgendein abendliches Gekrakel, das aber Millionen wert ist, weil es aus keiner bekannten privaten oder öffentlichen Sammlung stammt. Etwas Unveröffentlichtes, das noch keiner gesehen hat. Ein hingekritzelter Schenkel, der hier mitten in Paris auftaucht. Kaufen Sie ihn, und Sie machen ein phantastisches Geschäft. Es sei denn natürlich, er wäre gestohlen.«

»Man kann heutzutage keinen Michelangelo mehr stehlen. So was liegt ja nicht unbemerkt herum.«

»Doch, in der Vaticana ... In den Tiefen der unermesslichen Archive der Biblioteca Vaticana ... Dieses Papier riecht nach Vaticana.«

»Es riecht?«

»Ja, es riecht.«

Das war idiotisch. Henri Valhubert wußte sehr wohl, daß jedes beliebige alte Papier gleich roch. Verärgert schob er es von sich. Und? Warum berührte ihn die Sache so? Es war jetzt nicht der Augenblick, an Rom zu denken. Bloß nicht. Früher, in der Vaticana, wenn er auf der fieberhaften Suche nach barocken Bildern war und in der Stille der Bibliothek raschelnd Papiere hin und her schob, war es immer sehr heiß gewesen. War er auch heute noch so fieberhaft tätig? Nicht im geringsten. Er leitete vier Kunsteditionen, ging mit einem Haufen Kohle um, man lief ihm hinterher, um seinen Rat einzuholen, entschuldigte sich, bevor man ihn ansprach, sein Sohn wich ihm aus, und sogar seine Frau Laura zögerte, ihn zu unterbrechen. Dabei war es ihr, als er sie kennenlernte, herzlich egal gewesen, ob sie ihn unterbrach oder nicht. Damals in Rom kam sie abends und wartete auf ihn unter den Fenstern des Palazzo Farnese – in einem großen weißen Hemd ihres Vaters, das sie mit einem Gürtel zusammenschnürte. Er erzählte ihr, was er in den Stunden zuvor aus der Hitze der alten Vaticana zutage gefördert hatte, und Laura, das scharf gezeichnete Profil gesenkt, hörte ihm ernst zu. Dann plötzlich war es ihr herzlich egal, und sie unterbrach ihn.

Heute nicht mehr. Heute war das achtzehn Jahre her, und sogar Michelangelo machte ihn melancholisch. Henri Valhubert mochte solche Erinnerungen nicht. Warum kam der Kerl und hielt ihm dieses stinkende Papier unter die Nase? Und warum war er selbst noch immer Snob genug, Vergnügen daran zu finden, daß er »die Vaticana« sagte, als spräche er lässig von einer alten Freundin, anstatt respektvoll »die Biblioteca Vaticana«, wie alle anderen auch? Und warum fuhr Laura fast jeden Monat nach Rom? Machten ihre Eltern, die fern der großen Stadt ihr kümmerliches Dasein fristeten, derart viele Reisen

erforderlich?

Er hatte nicht einmal Lust, dem Kerl seine Entdeckung wegzuschnappen, was ihm ein leichtes gewesen wäre. Der Kerl konnte seinen Michelangelo-Schenkel gern behalten, es war ihm gleichgültig.

»Schließlich kann das Blatt auch ganz legal aus irgendeiner kleinen italienischen Sammlung stammen«, sagte er, um das Gespräch wiederaufzunehmen. »Was waren die zwei, die es Ihnen angeboten haben, für Typen?«

»Sie waren kein bestimmter Typ. Sie sagten, sie hätten die Zeichnung von einem Privatmann in Turin erworben.«

Valhubert antwortete nicht.

»Was soll ich also tun?« fragte der Mann.

»Ich hab's Ihnen doch gesagt, kaufen Sie das Blatt! Es ist geschenkt. Und seien Sie so nett, schicken Sie mir ein Foto davon – und geben Sie mir Bescheid, wenn weitere auftauchen. Man kann nie wissen.«

Kaum war er allein, öffnete Henri Valhubert weit das Fenster seines Büros, um die Luft der Rue de Seine zu atmen und den Geruch von altem Papier und Vaticana zu vertreiben. Laura mußte jetzt gerade in Roma Termini ankommen. Und dieser verrückte junge Tiberius würde vermutlich auf sie warten, um ihr das Gepäck zu tragen. Wie immer.

3

Der Palatino war eingefahren. Nach und nach stiegen die Reisenden aus. Tiberius zeigte Nero von weitem Laura.

»Tiberius ...«, sagte Laura. »Du bist nicht bei der Arbeit? Stehst du schon lange hier?«

»Ich verdorre hier seit dem Morgengrauen. Du warst gerade über die Grenze und hast noch geschlafen, da war ich schon auf dem Bahnhof. Dort in der Ecke. Wie geht es dir? Hast du schlafen können in deinem Liegewagen? Gib mir deine Tasche.«

»Ich bin nicht müde«, erklärte Laura.

»Aber klar. Du weißt genau, daß Reisen müde macht. Übrigens, Laura, hier stelle ich dir unseren Freund Nero vor, die dritte satanische Spitze des teuflischen Dreiecks, das die Stadt Rom mit Feuer und Schwert verwüstet ... Lucius Domitius Nero Claudius, sechster Cäsar ... Tritt vor, Nero! Bei dem mußt du gut aufpassen, Laura ... Er ist komplett und definitiv verrückt. Es ist der kompletteste Verrückte, den Rom seit langer Zeit in seinen Mauern beherbergt hat ... Aber Rom weiß es noch nicht. Das ist das Problem.«

»Sie also sind Nero? Claudius erzählt mir seit Jahren von Ihnen«, bemerkte Laura.

»Ausgezeichnet«, erwiderte Nero. »Ich bin ein unerschöpfliches Thema.«

»Und vor allem ein sehr schlechtes Thema«, fügte Tiberius hinzu. »Eruptive und für die Zukunft der Nationen verhängnisvolle Intelligenz. Jetzt gib mir doch die Tasche, Laura! Ich möchte nicht, daß du Taschen

trägst. Sie ist schwer, und außerdem sieht es häßlich aus.«

Nero ging neben ihnen. Tiberius hatte die Frau schlecht beschrieben, mit hochtrabenden Worten, die alles und nichts besagten. Nero warf ihr rasche Blicke von der Seite zu, aus der Distanz, mit einer respektvollen Ehrerbietung, die ziemlich ungewöhnlich bei ihm war. Laura war recht groß und schwankte beim Gehen kaum merklich. Warum hatte Tiberius diese Sache mit dem Profil so ungenau beschrieben? Er hatte von einem scharfgeschnittenen Profil gesprochen, von einem etwas verächtlichen Mund, von knapp schulterlangen Haaren.

Aber er hatte nicht gesagt, wie sehr einen das Gesamtbild in Erstaunen versetzte, sobald man sie betrachtete. Gerade im Augenblick hörte sie Tiberius zu, wie er erzählte, und nagte dabei an den Lippen. Nero war gespannt auf die Melodie ihrer Stimme.

»Nein, zu essen habe ich nichts bei mir, Großer!« erwiderte Laura; sie lief raschen Schrittes und hielt die Arme vor dem Bauch verschränkt.

»Und was wird aus mir?«

»Kauf dir irgendwas auf dem Weg. Schließlich mußt du etwas essen. Arbeitet Claudius inzwischen wieder? Konzentriert er sich?«

»Natürlich, Laura. Claudius arbeitet viel.«

»Du lügst, Tiberius. Tagsüber schläft er, und nachts zieht er umher. Mein kleiner Claudius ist so flatterhaft. Sag, Tiberius, warum ist er nicht mitgekommen?«

Sie wischte ihre Worte mit einer Handbewegung weg.

»Wegen Livia«, erwiderte Tiberius. »Weißt du noch nichts von der letzten großen Entdeckung deines Claudius'?«

»Das letzte Mal hat er mir von einer gewissen Piera erzählt.«

»Nicht doch. Piera, das ist mindestens zwanzig Tage her, das ist schon Geschichte, das zerfällt schon zu Staub. Nein, die entzückende Livia sagt dir nichts?«

»Aber nein. Jedenfalls glaube ich nicht. Ich sehe so viele Leute, weißt du.«

»Sehr gut, ich werde sie dir diese Woche zeigen. Vorausgesetzt natürlich, daß Claudius' Leidenschaft bis dahin anhält.«

»Ich bleibe diesmal nur kurz, mein Großer. Morgen abend fahre ich nach Paris zurück.«

Tiberius blieb abrupt stehen.

»So schnell fährst du wieder?«

»Ja«, sagte Laura lächelnd. »In anderthalb Monaten komme ich wieder.«

»Ist dir klar, Laura, was du da sagst? Weißt du eigentlich, daß Claudius und ich, seitdem wir hier im römischen Exil leben, täglich, hörst du, täglich ein bißchen deinetwegen heulen? Ein kleines bißchen vor dem Mittagessen und dann noch ein kleines bißchen vor dem Abendessen. Und was machst du? Du verläßt uns für anderthalb Monate! Glaubst du, daß diese Pieras und Livias uns zerstreuen könnten?«

»Ja, das glaube ich«, erwiderte Laura weiter lächelnd.

Nero würdigte dieses Lächeln.

»Ich dagegen bin ein Engel«, erklärte Tiberius.

»Genau, mein Großer. Geh jetzt, ich nehme mir ein Taxi.«

»Können wir nicht mitkommen? Im Hotel ein Glas zusammen trinken?«

»Lieber nicht. Ich habe haufenweise Verabredungen.«

»Gut. Wenn du Henri wiedersiehst, dann grüß ihn von mir und von Claudius. Sag ihm, daß ich das Foto für sein Buch habe, um das er mich gebeten hat. Also ... dann gebe ich dir deine Tasche zurück? Kaum bist du angekommen, verläßt du uns wieder? Und nicht früher als in anderthalb Monaten?«

Laura zuckte mit den Schultern.

»Ist schon gut«, fuhr er fort. »Ich werde mich in meine Studien vertiefen. Und du, Nero?«

»Ich werde mich im Blut der Familie ertränken«, erklärte Nero lächelnd.

»Er meint die kaiserliche Familie«, flüsterte Tiberius.

»Das julisch-claudische Kaiserhaus. Das ist seine Macke. Eine ziemlich ernste. Und Nero, der Vaternörder, war der Schlimmste von allen. Er hat Rom in Brand gesteckt.«

»Was nicht erwiesen ist«, wandte Nero ein.

»Ich weiß«, sagte Laura. »Und er hat sich töten lassen und dabei gesagt: ›Welch ein Künstler stirbt mit mir!‹, oder so ähnlich.«

Tiberius hielt seine Wange hin, und Laura küßte ihn. Nero gab ihr die Hand.

Die beiden jungen Männer sahen ihr nach, wie sie sich, in ihren schwarzen Mantel gehüllt, die Schultern ein wenig gebeugt, als ob sie fröstele, mit großen Schritten entfernte. Sie drehte sich um und winkte ihnen noch einmal zu. Nero kniff die Augen zusammen. Nero war kurzsichtig: Er zog mit den Fingern an den Lidrändern seiner grünen Augen, um »die Schärfe einzustellen«, denn er weigerte sich strikt, eine Brille zu tragen. Ein römischer Kaiser kann

sich nicht erlauben, eine Brille zu tragen, erklärte er. Vor allem nicht, wenn er grüne Augen hat, die sehr heikel sind. Das wäre unschicklich und grotesk. Nero trug eine antike Frisur, kurz, mit ein paar blonden, regelmäßigen Locken auf der Stirn, die er jeden Morgen mit Pomade andrückte.

Tiberius schüttelte ihn leicht.

»Du kannst aufhören, an deinen Augen zu ziehen«, sagte er. »Sie ist schon um die Ecke gebogen.«

»Du kannst keine Frauen beschreiben«, sagte Nero seufzend. »Und Männer auch nicht.«

»Halt die Klappe«, erwiderte Tiberius. »Komm, laß uns einen Kaffee trinken.«

Tiberius war erleichtert. Es wäre furchtbar für ihn gewesen, wenn sein lieber Nero Laura nicht gemocht hätte. Natürlich kannte er die exaltierte Begeisterungsfähigkeit seines Freundes, aber es bestand doch immer ein Risiko. Zum Beispiel hätte Nero einfach unentschieden sein können. Er hätte rein gar nichts verstehen und sagen können, ja, hübsch sei sie, aber nicht mehr jung, und es gebe so manches kleine Detail an ihr auszusetzen, sie sei alles andere als vollkommen – oder etwas in der Art. Aus diesem Grunde hatten Tiberius und Claudius so lange gezögert, bevor sie ihm Laura zeigten. Aber Nero verstand zu erkennen, was auf Erden etwas wert war.

»Nein, du kannst keine Frauen beschreiben«, erklärte Nero erneut, während er in seinem Kaffee rührte.

»Trink deinen Kaffee. Du nervst mich, wenn du so darin rumrührst.«

»Natürlich, du bist sie gewohnt. Du kennst sie, seit du klein warst.«

»Seit ich dreizehn war. Aber man gewöhnt sich nicht an

sie.«

»Wie war sie früher? Schöner?«

»Meiner Meinung nach weniger schön. Sie hat eines von diesen Gesichtern, denen Erschöpfung gut steht.«

»Sie ist also Italienerin?«

»Nicht ganz, ihr Vater ist Franzose. Sie ist in Italien geboren und hat hier ihre gesamte, wohl ziemlich bescheuerte Jugend verbracht. Sie spricht fast nie darüber. Ganz offensichtlich waren ihre Eltern völlig verarmt, sie war so die Art Mädchen, die barfuß durch die Straßen von Rom laufen.«

»Kann ich mir vorstellen«, bemerkte Nero versonnen.

»In Rom ist sie auch Henri Valhubert begegnet, als er herkam, um an der École Française zu arbeiten. Sehr reich, verwitwet, mit einem kleinen Jungen, aber kein schöner Mann. Nein, Henri ist nicht schön. Sie hat ihn geheiratet und Rom verlassen, um in Paris zu leben. So was kann man nicht erklären. Es sind jetzt fast zwanzig Jahre her. Sie kommt ständig nach Rom, um ihre Familie zu besuchen, und auch andere Leute. Manchmal bleibt sie einen Tag, manchmal ein bißchen länger. Es ist schwer, sie lange am Stück für sich zu haben.«

»Du hattest gesagt, du magst Henri Valhubert?«

»Natürlich. Weil ich ihn gewohnt bin. Claudius gegenüber war er immer sehr streng. Seine Anfälle von Zärtlichkeit haben wir in einem Heft notiert, denn von Zeit zu Zeit hatte er welche, vor allem morgens. Laura steckte uns hinter seinem Rücken Geld zu und log für uns. Denn Henri Valhubert war gegen jegliche Art von unnützen Ausgaben. Hart ackern und leiden. Das Ergebnis: Claudius ist ein Faulpelz, und das macht seinen Vater vor Wut verrückt. Er ist kein einfacher Mann. Ich glaube, Laura fürchtet ihn. Eines Abends ist Claudius auf seinem Bett

eingeschlafen, und ich mußte durch das große Arbeitszimmer, um nach Hause zu gehen. Da sah ich Laura, wie sie in einem Sessel saß und weinte. Es war das erste Mal, daß ich sie weinen sah, und ich war wie versteinert, da war ich fünfzehn, verstehst du. Zugleich war es ein außerordentlicher Anblick. Sie hielt ihr schwarzes Haar mit dem Handgelenk zurück und weinte lautlos, ihre Nasenflügel bebten, ein göttliches Bild. Es war das Schönste, was ich je in meinem Leben gesehen habe.«

Tiberius runzelte die Stirn.

»Es war mein erster Schritt in Richtung Erkenntnis«, fügte er hinzu. »Davor war ich dumm.«

»Warum weinte sie?«

»Ich habe es nie erfahren. Und Claudius auch nicht.«

4

Claudius klopfte kurz an Tiberius' Zimmertür und trat ein, ohne eine Antwort abzuwarten.

»Du nervst«, erklärte Tiberius, ohne sich von seinem Schreibtisch abzuwenden.

»Ich vermute, du arbeitest?«

Tiberius antwortete nicht, und Claudius seufzte.

»Was bringt dir das?«

»Verschwinde, Claudius. Ich sehe dich beim Abendessen.«

»Sag, Tiberius, als du Laura vor zwei Wochen am Bahnhof gesehen hast, habt ihr da über mich gesprochen?«

»Ja. Also, nein. Wir haben von Livia gesprochen. Wir haben uns ja nicht lange gesehen, weißt du.«

»Wieso von Livia? Übrigens habe ich vor zwei Tagen mit ihr Schluß gemacht.«

»Du bist anstrengend. Was war denn an diesem Mädchen nun wieder falsch?«

»Sie war so bemüht.«

»Wenn sie verliebt sind, hast du Angst, wenn sie es nicht sind, bist du beleidigt, und wenn sie es nur ein wenig sind, langweilst du dich. Was suchst du eigentlich genau?«

»Sag, Tiberius, hast du mit Laura über mich gesprochen? Oder über meinen Vater?«

»Nicht einmal über Henri.«

»Dreh dich um, wenn du mit mir redest!« rief Claudius.
»Ich kann nicht sehen, ob du lügst.«

»Du ermüdest mich, mein Freund«, bemerkte Tiberius

und gehorchte. »Ich mag es nicht, wenn du so erregt bist. Was gibt es noch?«

Claudius preßte die Lippen zusammen. So war das immer. Tiberius konnte ihn rasend machen. In den vierzehn Jahren, die sie sich kannten, seit sie gemeinsam zunächst auf der Schule, dann an der Universität gewesen waren, hatte sich das nicht gebessert. Es war sogar noch schlimmer geworden. Je älter Tiberius unter seinen Augen geworden war, desto mehr Charme und Macht hatte er gewonnen. Manchmal war das nervig. Eines Tages würde so oder so das Alter kommen und Tiberius' kantiges Gesicht besiegen, seine langen schwarzen Prostituiertenwimpern, ja seinen ganzen Körper allmählich besiegen. Dann würde man sehen, ob Tiberius noch immer der vornehme Mann wäre, der besessene, schnelle Arbeiter, der liebevolle Beschützer seines Freundes Claudius. Man würde sehen. Aber bis dahin war es schließlich noch ein ganzes Weilchen. Claudius wandte sich vom Fenster ab, in dem sein Spiegelbild zu sehen war. Schwächlich, sagte sein Vater über ihn. Ein unregelmäßiges Gesicht mit schiefen Zügen, das er übrigens von diesem verdammten Vater hatte. Zum Glück gibt es Wunder im Leben, und zum Glück konnte er fast alle Mädchen bekommen, die er wollte, er war sich noch immer nicht darüber klar, wieso. Allerdings verwendete er auch viel Zeit darauf. Später einmal würde er außerordentlich reich sein und dadurch gewiß Zeit sparen. Das zumindest würde Tiberius immer fehlen. Tiberius war ein Habenichts. Nicht ein Franc hinter ihm und nicht einer vor ihm. Tiberius war ein Bettler. Er hatte seine Ausbildung aus eigener Kraft absolviert, indem er sie zusammenstoppelte. Meisterhaft vielleicht, aber eben durch Zusammenstoppeln. Tiberius war nicht einmal Schüler der École Française in Rom. Er, Claudius, war

dank der Empfehlung seines Vaters leicht dort aufgenommen worden. Tiberius und Nero aber waren draußen geblieben. Zu zweit hatten sie mit Ach und Krach ein Universitätsstipendium bekommen, das sie sich teilten und das ihnen ermöglichte, Claudius nach Italien zu begleiten. Aber Claudius wußte genau, daß seine Stiefmutter Tiberius zusätzlich noch ein bißchen Geld zusteckte, so wie früher, als er klein war. Das war sonnenklar. Man konnte sich fragen, warum er den Kerl, der ihn derart nervte, so anbetete. Er hatte nie ohne ihn sein können. Und als sie im ersten Jahr an der Universität auch noch David – Nero – kennengelernt und ihr »Triumvirat« gebildet hatten, war es noch schlimmer mit ihnen geworden, sie waren unauflöslich, unantastbar miteinander verbunden.

Mit neunzehn Jahren war David bereits komplett verrückt, was die Sache nicht besser gemacht hatte. David hatte es herrlich gefunden, daß Claudius von Geburt an den Vornamen eines römischen Kaisers trug. Er meinte, der würde wegen seiner – schon damals großen – Unbeständigkeit in Liebesdingen gut zu ihm passen. »Wär nicht der Kaiser im Glück, wenn zu Haus er regiert' wie im Reiche?« deklamierte er stets, wenn Claudius ihm eine neue Freundin vorstellte. Thibault hatte er daraufhin als logische Konsequenz den Namen »Tiberius« verliehen und sich selbst »seiner bösen Instinkte wegen« »Nero« getauft. Und so gehörten sie nun alle drei zu derselben Familie, unvermeidlich. Als Claudius dann für zwei Jahre ohne die anderen beiden nach Rom gehen sollte, war das ein echtes Drama. Selbst Laura hatte mittlerweile Tiberius' wirklichen Namen vergessen: dabei war Thibault doch ein hübscher Vorname.

Tiberius hatte das Schweigen genutzt und sich wieder an die Arbeit gemacht.

»Du hörst mir nicht zu«, sagte Claudius.

»Ich warte, daß du redest.«

»Ich habe einen Brief von meinem Vater erhalten. Er kommt morgen nach Rom. Eine dringliche Angelegenheit, schreibt er.«

»Nanu, was sucht Henri denn in Rom? Er kommt doch sonst nie, wenn es heiß ist.«

»Natürlich liefert er mir eine kurze Erklärung, von der man nicht weiß, was sie wert ist, aber es ist völlig klar, daß er meinetwegen kommt. Er will mir die Leviten lesen und mich wieder auf die Gleise der Familienehre setzen. Das ist unerträglich. Glaubst du, er hat etwas über das schwangere Mädchen erfahren?«

»Ich glaube nicht.«

»Du hast ihm doch nichts gesagt?«

»Also, hör mal ...«

»Entschuldige, Tiberius. Ich weiß, daß du nichts gesagt hast.«

»Und was schreibt er dir?«

»Er sagt, daß er einen unbekannten kleinen Michelangelo in den Händen hatte. Er hat den Verdacht, das Ding könnte aus noch nicht erschlossenen Archivbeständen gestohlen worden sein, und denkt an die große Vaticana. Daraufhin hat er Lorenzo angerufen: Da Lorenzo im Vatikan arbeitet, könnte der vielleicht einem möglichen Schwarzhandel auf die Spur gekommen sein, so es einen gibt. Lorenzo hat Maria befragt, die in letzter Zeit aber nichts Besonderes in der Bibliothek bemerkt hat. Da hört die ganze Geschichte auch schon auf. Und trotz allem und obwohl es ihm ein Graus ist, kreuzt er in Rom auf, um sich das »näher anzusehen«. Mitten im Juni. Der reine Wahnsinn.«

»Vielleicht hat er nicht alles gesagt, vielleicht hat er eine konkrete Spur, einen Verdacht hinsichtlich eines seiner ehemaligen Kollegen. Vielleicht will er die Sache persönlich niederschlagen?«

»Warum hat er mir dann nichts gesagt?«

»Damit du das Wild nicht aufschreckst, indem du die Geschichte überall herumerzählst.«

Claudius verzog mürrisch das Gesicht.

»Nimm's mir nicht übel, mein Lieber, aber du weißt genau, nach drei Gläsern erfaßt dich immer eine so generelle Rührung und nachsichtige Milde, und du tauchst ab in eine bessere Welt, in der du plötzlich alle Frauen begehrenswert und alle Männer reizend findest. Dazu neigst du. Vielleicht ergreift Henri einfach nur Vorsichtsmaßnahmen.«

»Also du glaubst nicht, daß er kommt, um mich wieder an die Kandare zu nehmen?«

»Nein. Kommt Lorenzo heute abend zu Gabriella?«

»Normalerweise ja. Es ist Freitag.«

»Ruf sie an. Wir besuchen sie, um unseren erzbischöflichen Freund zu begrüßen, und erfahren dabei vielleicht ein bißchen mehr. Sag ihr, daß wir bei ihr zu Abend essen.«

»Es ist Freitag, da gibt es bestimmt Fisch.«

»Na, wenn schon.«

Claudius ging hinaus, kam aber sofort zurück.

»Tiberius?«

»Ja?«

»Glaubst du, ich hätte mit Livia nicht Schluß machen sollen?«

»Das ist deine Sache.«

»Weißt du, daß ich mich durch die Frauen noch zugrunde richten werde?«

»Warum? Weil Kaiser Claudius von seiner dritten Gattin lächerlich gemacht und von seiner vierten ermordet wurde?«

Claudius lachte und zog die Tür zu, dann aber flüsterte er durch den Spalt: »Der vierten Gattin, die niemand anderes war als die Mutter von Nero. Laß das nicht außer acht.«

Tiberius rannte zur Tür und rief in den Gang: »Nero, der seine Mutter umbrachte als Preis für den Thron, vergiß das nicht.«

5

»Gabriella ist zu Hause, Monsignore«, sagte die Hausmeisterin mit einem Knicks.

»Ist sie allein?«

»Gerade sind ihre drei Freunde gekommen, Monsignore.«

Monsignore Lorenzo Vitellis Bischofsrobe stand in störendem Gegensatz zu dem Treppenhaus dieses heruntergekommenen Gebäudes in Trastevere. Aber Lorenzo Vitelli scherte sich nicht darum. Übrigens wäre niemand im Hause auf die Idee gekommen, ihm vorzuwerfen, daß er gegen seinen Rang verstieß. Jedermann wußte, daß der Bischof sich Gabriellas angenommen hatte, seit sie ein Kind war, und daß er ihr unermüdlich geholfen hatte, ohne je in irgendeiner Weise Zwang auf sie auszuüben. Ja, Gabriella hatte im beeindruckenden Schatten ihres Beschützers sogar eine bemerkenswerte Unabhängigkeit erlangt. Es hieß, er würde sie auf den Weg der Religion führen, doch Monsignore hatte ihr das nicht einmal nahegelegt. »Es ist nicht meine Aufgabe, die Seelen zu zwingen«, hatte Lorenzo Vitelli gesagt, »und Gabriellas Seele gefällt mir, wie sie ist.« Und der Bischof liebte diese Abende, die er mit Claudius, Tiberius (vor allem Tiberius, der ihm gefiel) und Nero bei Gabriella verbrachte.

Anfangs hatte er Vorbehalte gegenüber Claudius gehabt, dem Sohn seines alten Freundes Valhubert, aber schließlich war ihm der junge Mann ans Herz gewachsen. Mit Nero hatte er die meisten Schwierigkeiten: ein weiches Gesicht, ein prinzipienloser Geist, der auf eine künstliche, gesuchte Weise in Wallung geraten konnte, ein

geborener Provokateur. Gedrängt von Henri Valhubert, hatte er zu Anfang vor allem Claudius bei seinen Studien geholfen, jetzt führte er die drei Jungen regelmäßig durch alle verborgenen Winkel der Vaticana. Seit mehreren Jahren war der Bischof den Verpflichtungen seiner Diözese weitgehend enthoben und in den Vatikan berufen worden, wo seine außergewöhnlichen Kenntnisse als Gelehrter und Theologe ihn in der großen Bibliothek wie auch im Kardinalskollegium unentbehrlich gemacht hatten. In der Vaticana, in der Vitelli übrigens auch sein Arbeitszimmer eingerichtet hatte, entging ihm fast nichts. Warum kam Henri so überstürzt nach Rom? Es ergab keinen Sinn.

»Wo hast du denn gesteckt?« fragte Gabriella und umarmte ihn. »Wir warten schon seit Jahrhunderten auf dich.«

»Vorbereitungen für einen offiziellen Besuch im Vatikan, mein Liebling«, antwortete der Bischof.

»Monsignore«, sagte Tiberius und gab ihm die Hand, »das Buch, das Sie mir genannt hatten, übertrifft alle meine Erwartungen. Ich habe mich seit drei Tagen hineinvertieft. Allerdings gibt es ein paar lateinische Ausdrücke darin, die ich nicht verstehe. Wenn Sie ...«

»Komm morgen bei mir vorbei. Oder nein. Sobald du in der Vaticana bist, komme ich zu dir in den großen Lesesaal. Ich will die Gelegenheit nutzen, mir die Archive wieder mal anzusehen. Du hast von dieser Geschichte gehört, Claudius?«

»Ja, schon«, brummte Claudius.

»Sie scheint dir kein Vergnügen zu bereiten.«

»Ich traue meinem Vater nicht. Stimmt die Geschichte mit dem gestohlenen Michelangelo?«

»Langsam, Claudius«, erwiderte der Bischof. »Nichts

deutet darauf hin, daß er gestohlen wurde. Aber dein Vater scheint eine Ahnung zu haben, die wahrscheinlich konkreter ist, als er zugeben will, und die ihn dazu treibt, nach Rom zu reisen. Schon als junger Mann hat er unter der Hitze der Stadt gelitten.«

»Dein Vater kommt nach Rom?« unterbrach ihn Gabriella. »Einfach so? Ganz allein?«

»Ist es denn so tragisch, wenn Henri Valhubert nach Rom kommt?« fragte Nero trotzig.

»Nicht im geringsten«, erwiderte Vitelli. »Nur Claudius hat seine Bedenken.«

»Sagen Sie ihm auch nichts, Monsignore?« bat Claudius.

»Sagen sie ihm auch nichts von dem Mädchen?«

»Claudius, ich höre die Beichte und trage sie nicht weiter, und sei es meinem besten Freund«, erwiderte Vitelli lächelnd. »Wenn du all das wüßtest, was ich nicht sage, würde dir der Kopf zerspringen.«

Später am Abend versuchte es Claudius noch einmal.

»Hat er auch Ihnen geschrieben, Monsignore? Können Sie mir seinen Brief nicht mal zeigen?«

»Selbst wenn ich ihn hätte, würde ich ihn dir nicht zeigen, Claudius. Aber mach dir keine Sorgen, es steht nichts darin, was dich direkt oder auch nur indirekt angeht. Kannst du mir nicht vertrauen?«

»Wann genau kommt er?«

»Morgen früh, mit der ersten Maschine. Dann kommt er direkt zu mir in den Vatikan. Mit diesem offiziellen Besuch am Hals paßt mir das eigentlich gar nicht.«

»Können Sie ihm nicht begreiflich machen, daß jetzt nicht der richtige Moment ist?«

»Du weißt, daß kein Papst dieser Welt deinen Vater aufhalten könnte, wenn er sich etwas in den Kopf gesetzt

hat. Übrigens interessiert mich seine Idee ja vielleicht. Er besucht dich dann gleich am Abend in der École.«

»Das geht nicht!« rief Nero. »Morgen abend gibt es ein Fest auf der Piazza Farnese! Da kommen alle versnobten und dekadenten Geister Roms hin ... Das darfst du nicht verpassen, Claudius!«

»Ich werd es nicht verpassen, sei ganz beruhigt«, erwiderte Claudius dumpf. »Monsignore, sagen Sie meinem Vater, daß sein lasterhafter Sohn feiert. Wenn er das Schauspiel sehen will, soll er sich doch zu uns gesellen. Ansonsten sehe ich ihn später.«

»Wie du willst«, bemerkte Vitelli lächelnd.

Der Bischof stand auf, strich über seine Robe und glättete den Gürtel. Tiberius sah auf die Uhr. Lorenzo Vitelli brach immer um elf auf.

»Aber du weißt, Claudius«, fuhr Vitelli dann fort, »daß dein Vater durchaus imstande ist, auf das Fest zu kommen. Wen glaubst du herausfordern zu müssen? Manchmal durchschaue ich Henri sehr viel besser als du. Du hast immer zu schnell eine Erklärung parat. Immer zu schnell.«

Nachdem der Bischof gegangen war, holte Claudius eine Flasche Wein, um sich zu entspannen, wie er erklärte.

»Entschuldige, Gabriella, aber manchmal bringt mich dein Lorenzo auf hundertachtzig.«

»Alle bringen dich heute auf hundertachtzig«, bemerkte Tiberius.

»Wie lange kennt Bischof Vitelli deinen Vater schon?« fragte Nero, der sich auf dem Sofa ausgestreckt hatte. Dort zog er mit dem Finger an seinem linken Augenwinkel und sah, wie sich Gabriellas interessantes Profil vor der Lampe abzeichnete.

»Das haben wir dir doch schon gesagt«, erwiderte

Claudius und schenkte sich ein Glas ein. »Magst du, Tiberius?«

»Seit wann kennt er ihn?« wiederholte Nero.

»Ich glaube, du mußt noch mal komplett bei Null anfangen, Claudius«, bemerkte Gabriella lächelnd. »Nero hat alles vergessen. Nero, hör auf, an deinem Auge zu ziehen, das sieht nicht schön aus.«

»Und Laura«, begann Claudius und wandte sich Nero zu, »weißt du wenigstens, wer Laura ist?«

»Ja!« erklärte Nero und bewegte einen Arm. »Göttliche Silhouette, ein verschlingendes Lächeln ...«

»Gut«, fuhr Claudius fort. »Nero erinnert sich an Laura, das ist schon mal etwas. Laura und Bischof Lorenzo Vitelli sind Freunde aus Kindertagen. Kannst du folgen? Sie sind gemeinsam irgendwie auf gewachsen, wie das Gras, in derselben heruntergekommenen Straße in einer Vorstadt von Rom.«

»Haben Sie wenigstens miteinander geschlafen?« fragte Nero.

»Dreckskerl«, erwiderte Gabriella.

»Herrlich. Man braucht nur mit der lila Robe des Bischofs zu wedeln, und schon regt sich Gabriella auf. Entschuldige, meine Hübsche. Nimm es als Kompliment: Mit fast Fünfzig ist dein Lorenzo noch immer ein schöner Mann. Klar gezeichnetes Gesicht, silbriges Haar. Einfach vollkommen. Was für ein Jammer, daß die Religion ... Nun gut. Das ist seine Sache. Also, Claudius, sie sind gemeinsam aufgewachsen, und weiter?«

»Laura und Lorenzo Vitelli sind wie zwei Finger einer Hand, in allen Ehren, ob dir das paßt oder nicht. Als mein Vater Lorenzo in Rom kennenlernte, war er erst Koadjutor. Er kann noch keine Dreißig gewesen sein und

war schon ein schrecklich gebildeter Kerl. Sie haben sich wunderbar verstanden, und Lorenzo hat meinem Vater Laura vorgestellt. So war das. Vor achtzehn Jahren hat mein Vater dann Rom verlassen und Laura mitgenommen. So war das. Wenn er seitdem in der kühlen Jahreszeit nach Rom kommt, versäumt er es nie, ihn zu besuchen. Mein Vater hat einen Großteil von Lorenzos Arbeiten über die Renaissance veröffentlicht. Verstehst du? Und wirst du dich nun auch daran erinnern?»

»Nicht unbedingt«, erwiderte Nero. »Claudius, du trinkst ganz allein. Das ist sehr bedenklich. Laß mich dich ein Stückchen Weges auf deiner Höllenfahrt begleiten.«

»Das ist lieb von dir, aber mach dir keine Umstände. Ich finde meinen Weg schon ganz allein.«

»Ich bestehe darauf, Claudius, und ich mach's gern. An der ersten Station laß ich dich raus.«

»Na, dann fang!« rief Claudius und warf ihm ein Glas zu. »Und gute Fahrt, Lucius Domitius Nero!«

»Danke, Claudius Drusus. Du bist ein Bruder.«

Später war Gabriella eingeschlafen. Tiberius holte die Bettdecke, deckte sie zu und schloß die Balkonfenster. Er legte sich Neros Arm über die Schulter und brachte ihn die drei Stockwerke hinunter. Mit dem leichteren Claudius hatte er weniger Mühe. Unten setzte er beide wie zwei Säcke ab, ging wieder hoch, um das Licht auszumachen und die Wohnung abzuschließen, und schleppte die beiden Freunde dann zu ihrem Haus auf der anderen Seite des Flusses. Von Zeit zu Zeit versuchte Nero etwas zu sagen, und Tiberius erwiderte, er solle die Klappe halten. Claudius war wirklich ordentlich abgefüllt. Tiberius warf ihn auf sein Bett und zog ihm die Schuhe aus. Das war er gewohnt. Als er das Zimmer verließ, murmelte Claudius: »Laura, mach dir vor allem ...«

Rasch trat Tiberius an sein Bett zurück.

»Was, Laura? Was? Was willst du ihr sagen?«

»Bist du Laura?« lallte Claudius.

»Ja«, flüsterte Tiberius. »Was willst du sagen?«

»Laura ... mach dir vor allem keine Sorgen ...«

Tiberius schüttelte ihn, um noch ein paar mehr Wörter aus ihm herauszubekommen, aber umsonst.

6

Tiberius hatte sein Hemd ausgezogen und wärmte sich in der Sonne. Er vergnügte sich damit, eine Frau auf der anderen Seite der Römerstraße zu beobachten, die hinter einem Grabstein auf und ab ging. Nero liebte diesen Ausflug auf die Via Appia wegen der Gräberreihen, die ihre Böschung säumten. Claudius liebte ihn wegen der Prostituierten, die im Schatten der Grabsteine lagerten. Und er, Tiberius, mochte die Unmengen von Grillen.

Claudius und Nero hatten sich ins Gras sinken lassen. Auf Neros Wange saß ein Insekt, und Tiberius schlug drauf.

»Danke«, sagte Nero. »Ich hatte nicht die Kraft dazu.«

»Geht's noch nicht wieder besser?«

»Nein. Und Claudius?«

»Claudius antwortet nicht mal. Er hat einen tierischen Schädel.«

»Was machst du da mit nacktem Oberkörper?«

»Ich ködere die junge Frau von gegenüber«, erklärte Tiberius lächelnd.

»Armer Idiot«, murmelte Claudius.

»Ihr solltet euch bei Gabriella entschuldigen«, fuhr Tiberius fort. »Ihr wart gestern abend vielleicht peinlich. Richtige Schweine. Anmutig wie ein Haufen Backsteine. Großer Gott, was für ein Schauspiel! Und am Ende brecht ihr verschwitzt, klebrig und unförmig zusammen, zwei dreckige Kugeln, die ich nur auf die Treppe zu werfen brauchte, und schon kamen sie von alleine unten an. Die Nero-Kugel schneller als die Claudius-Kugel, weil Nero schwerer ist.«

»Es reicht, Tiberius«, knurrte Nero. »Spiel nicht den Engel.«

»Und heute«, fuhr Tiberius fort, »sieht es nicht viel besser aus. Zwei dreckige Wäschepakete, die Alkohol ausdünsten. Das Mädchen da drüben würde euch selbst für Papa Valhuberts gesamtes Vermögen nicht haben wollen.«

»Das wäre zu prüfen«, murmelte Claudius.

»Alles schon gehabt, mein Freund. Nun, mir soll's egal sein. Ich bräune.«

»Kräftig und gesund, junger Mann vom Lande, einer, der arbeiten kann«, bemerkte Nero und zog verächtlich die Nase hoch. »Wie schrecklich.«

»Schwätz du nur, Nero. Heute abend werde ich vor euren Kälberaugen die römischen Schönheiten nur so einsammeln. Keine Konkurrenz in Sicht.«

»Verdammt! Heute abend!« rief Claudius und richtete sich auf den Ellbogen auf.

»Genau«, bemerkte Tiberius. »Die Nobelparty auf der Piazza Farnese. Und ihr habt genau vier Stunden, um euch darauf vorzubereiten. Nicht einfach. Vier kurze Stunden, um euch aus dem Zustand von Müll in den von Verführern zu verwandeln.«

»Verdammt!« wiederholte Claudius, während er sich die Schuhe wieder anzog.

»Hättest du uns nicht früher daran erinnern können?« fragte Nero.

»Mein Lieber«, bemerkte Tiberius und stand auf, »ich habe darauf gewartet, daß eure Wänste wieder zur Oberfläche aufsteigen. Ein jegliches zu seiner Zeit.«

»Idiot!« schimpfte Nero. Tiberius lachte und zog sich das Hemd wieder an.

7

Im schwachen Licht der Fackeln wirkte der Palazzo Farnese düster und befremdlich. Tiberius betrachtete das Treiben, während er von der schweißnassen Menge herumgeschubst wurde. Drei Stunden hatte er ununterbrochen getanzt, ihm taten die Beine weh. Er hatte noch kein einziges umwerfendes Geschöpf entdeckt und begann am Leben zu verzweifeln. Ein Glas in jeder Hand, machte er sich auf die Suche nach seinen Freunden, die er schon eine ganze Weile aus den Augen verloren hatte. Plötzlich hörte er Neros Tribunenstimme, die verkündete, noch heute abend werde der Palazzo Farnese in Flammen stehen, ein »Palazzo al forno« – sein Wortspiel löste schallendes Gelächter aus. Tiberius verdrehte die Augen. Eines Tages würde dieser verrückte Kerl tatsächlich noch irgendwo Feuer legen, daran bestand kein Zweifel. Er packte Nero an der Schulter.

»Sag mir, du öffentlicher Hanswurst, hast du Claudius gesehen? Ich habe gerade seinen Vater getroffen. Er ist angekommen und sucht ihn schon eine Stunde.«

»Da hinten durch«, grölte Nero. »Dort in dem Gäßchen, in Gesellschaft von drei leichten Mädchen.«

»Holst du ihn bitte mal? Ich geh zurück und sage Henri Bescheid.«

Beim Weinausschank herrschte Gedränge. Morgen früh würde man eine ganze Reihe Schnapsleichen einsammeln. Tiberius hob seine Gläser über den Kopf und schob sich durch die Menge, um zu Henri Valhubert zu gelangen.

Als Claudius wenige Minuten später eintraf, sein Haar in Eile mit der Hand glättend, packte Tiberius ihn heftig am

Arm.

»Geh nicht weiter, Claudius, bitte«, keuchte Tiberius.

»Ist mein Vater hier?«

»Dein Vater liegt hinter mir auf der Erde. Er ist tot.«

Tiberius ließ die Gläser fallen, um Claudius mit beiden Armen zurückzuhalten.

»Hilf mir, Nero«, schrie er heiser. »Claudius bricht zusammen!«

8

Am nächsten Morgen, es war ein Sonntag, ließ Staatsminister Édouard Valhubert eilig seinen ersten Sekretär rufen.

»Haben Sie schon einen vorläufigen Bericht von der italienischen Polizei erhalten können?«

»Vor einer halben Stunde, Herr Minister. Es ist schlimmer als gedacht.«

»Machen Sie bitte die Tür zu. Beeilen Sie sich.«

Édouard Valhubert legte die Hände mit den Handflächen nach unten auf den Schreibtisch, die Arme weit ausgestreckt. Sein Sekretär Paul kannte diese Bewegung genau: Anspannung, Beunruhigung, Entschlossenheit. Minister Valhubert machte sich keine Sorgen um seinen gerade verstorbenen Bruder. Er machte sich Sorgen um sich selbst.

»Beeilen Sie sich, Paul.«

»Ihr Bruder Henri Valhubert ist gestern abend um 23 Uhr 30 verstorben. Man hat ihm eine gewaltige Dosis Schierling zu trinken gegeben. Binnen weniger Sekunden brach er zusammen. Zeugen haben den Sturz gesehen. Aber niemand hat die Hand gesehen, die ihm das Glas gereicht hat.«

»Schierling?«

»Gefleckter Schierling, ja. Es war ein selbstgebrauter Sud aus den Früchten.«

»Selbstgebraut, aber wirkungsvoll. Der gefleckte Schierling war das Gift der alten Griechen, der Verurteilten Athens. Der sokratische Tod, sanft und rasch.«

»Die Polizei mag dieses Gift nicht. Es hat etwas Theatralisches. Ein Selbstmord wird völlig ausgeschlossen. Der Schierling wurde mit einem sehr starken Cocktail gemischt und Ihrem Bruder während eines großen Festes vor dem Palazzo Farnese gereicht, bei dem mindestens zweitausend Menschen anwesend waren. Ihr Neffe Claudius, den zwei seiner Freunde rasch vom Platz wegzubringen versuchten, bevor die Polizei eintraf, wurde sofort vorläufig festgenommen. Der junge Claudius war beim Anblick seines toten Vaters ohnmächtig geworden. Die beiden Freunde heißen Thibault Lescale und David Larmier. Beide studieren mit Ihrem Neffen in Rom. Thibault Lescale hat als letzter mit Henri Valhubert gesprochen. Er sagt, er habe ihn verlassen, um Claudius zu informieren, daß sein Vater ihn erwarte, und seiner Aussage nach hatte sich bereits eine Mensentraube um die Leiche gebildet, als er zurückkam. Er kann nicht sagen, ob Henri Valhubert ein Glas in der Hand hatte, als er mit ihm sprach, beteuert aber, er selbst habe zwei in den Händen gehalten und sie noch immer gehabt, als er zurückkam, folglich könne er Henri Valhubert keines gegeben haben. Die Polizei will diese Argumentation nicht weiter beachten, sie erscheint ihr schwach.«

»Ich weiß nicht, wer diese beiden jungen Männer sind.«

»Der Bericht präzisiert, sie seien eher unter den Namen Tiberius und Nero bekannt.«

»Ja, dann! Tiberius, den kenne ich. Er ist ein Schützling meines Bruders, eine Waise oder so.«

»Claudius Valhubert hatte am Vorabend einen Brief Ihres Bruders erhalten, der ihn über dessen Ankunft in Rom in Kenntnis setzte. Henri Valhubert war zufällig mit einem Diebstahl italienischer Manuskripte befaßt, er soll ihn zu der Reise veranlaßt haben. Hier ist die Kopie des Briefes an seinen Sohn.«

Édouard Valhubert streckte eilig die Hand aus und betrachtete den Brief, während er ihn weit von sich hielt.

»Es ist tatsächlich die plumpe, selbstgefällige Schrift meines Bruders. Der Grund für die Reise ist seltsam, wenn man weiß, daß es dringlichster Anlässe bedurfte, um Henri dazu zu bringen, im Sommer zu reisen. Vielleicht hat er nicht alles gesagt.«

»Hier ist ein weiterer, längerer Brief, den er gleichzeitig an Monsignore Lorenzo Vitelli geschickt hat. Monsignore Vitelli ist ein ...«

»Ich weiß. Ein alter Freund von Henri und seiner Frau. Ein vornehmer, hellstichtiger Kerl, seine Meinung interessiert mich. Ist bekannt, was er über die ganze Geschichte denkt?«

»Daß Henri Valhubert sicherlich ein bißchen mehr über diesen Schwarzhandel wußte, als er sagen wollte, und daß die Sache ihn offenbar direkt anging, da er persönlich nach Rom gereist ist. Gleich am Morgen seiner Ankunft hat der Bischof ihn im Vatikan getroffen. Henri Valhubert war aufgeregt. Er ist nicht einmal in die Bibliothek gegangen, sie sind anderthalb Stunden im Arbeitszimmer von Monsignore Vitelli geblieben, wo sie sich unterhalten haben. Henri Valhubert hat nicht mit dem Bischof zu Mittag essen wollen, er hat gesagt, er werde wiederkommen. Selbst Vitelli gegenüber war er verschlossen und diskret. Er hat sich nur nach allen kürzlich erfolgten Besuchen der eifrigsten Archivbenutzer erkundigt, dann haben sie sich gemeinsam das Leihverzeichnis angesehen.«

»Wäre es möglich, daß Henri einen gemeinsamen Bekannten verdächtige? Einen alten Freund?«

Paul zuckte mit den Achseln.

»Die italienische Polizei hat Bischof Lorenzo Vitelli inoffiziell darum gebeten, eine Untersuchung im Vatikan

durchzuführen, die Skriptoren zu überwachen, die sich um die Archive kümmern, und die Bestände zu überprüfen. Vitelli hat eingewilligt.«

»Sorgen Sie dafür, daß mein Neffe und seine beiden Freunde auf der Stelle aus der Haft entlassen werden. Das ist voreilig, lächerlich und jetzt schon sehr unangenehm für mich.«

»Es handelt sich nicht um eine Verhaftung, eher um eine längere Überprüfung. Immerhin befanden sie sich am Abend in nächster Nähe. Und die beiden fraglichen Freunde führten Claudius vom Platz weg.«

Édouard Valhubert machte eine ungeduldige Geste.

»Das ändert nichts. Tun Sie alles Nötige, damit man gar nicht erst anfängt, von meinem Neffen zu reden. Er ist ein schwieriger Junge und fähig, uns Ärger mit der italienischen Polizei einzuhandeln. Um das zu verhindern, muß man Publicity und Journalisten bremsen. Es wäre ein Desaster. Ich will das unter keinen Umständen, Paul!«

»Ich kann mir nicht vorstellen, wie das möglich sein sollte, es sei denn, man findet den Mörder im Laufe des heutigen Tages. Außerdem ist Sonntag.«

»Sie verstehen mich nicht. Der Mörder, der meinen Bruder getötet hat, ist mir völlig egal. Ich wünsche nur, daß man nicht darüber spricht. Ist das klar?«

»Völlig. Aber die französische Polizei runterzuschicken wird die Dinge erschweren. Ein Autoritätskonflikt mit den Italienern ist noch schlimmer.«

»Ich dachte an Richard Valence«, unterbrach ihn Édouard Valhubert. »Er ist doch im Augenblick dienstlich in Mailand?«

»Richtig. Er erstellt einen Bericht über Möglichkeiten und Formen gerichtlichen Vorgehens gegen das Milieu.«

»Sehr gut. Wir werden Richard Valence nach Rom schicken. Das erscheint ganz natürlich, da er fast schon vor Ort ist. Und da er nicht Polizist ist, gibt es auch keine Konfrontation. Valence wird wissen, wie man es anstellt. Er ist ein erstklassiger Jurist. Außerdem weiß ich, daß er die nötige Überzeugungskraft hat, damit man ihm gehorcht, ohne daß es Aufsehen erregt. Er ist ein Mann, der nicht schnell aufgibt und der vor allem nicht redet.«

»Gewiß.«

»Benachrichtigen Sie ihn sofort. Er soll auf der Stelle Mailand verlassen und sich in besonderer Mission nach Rom begeben. Er soll die Sache in die Hand nehmen, so schnell wie möglich erledigen und dafür sorgen, daß nichts über die befugten Kreise hinaus nach außen sickert. Beeilen Sie sich, Paul, es ist sehr dringend.«

»Das ist bereits getan, Herr Minister. Ich hatte Richard Valence vorhin am Telefon. Er lehnt ab.«

»Was sagen Sie?«

»Er lehnt ab.«

Édouard Valhubert kniff die Augen zusammen.

»Sie sind mit Richard Valence befreundet, nicht wahr?«

»In gewisser Weise.«

»Ich hoffe also für Sie wie für ihn, daß er in zwei Stunden in Rom ist. Für diesen Auftrag mache ich Sie persönlich verantwortlich.«

Édouard Valhubert erhob sich und öffnete seinem Sekretär die Tür.

»Im Grunde, glaube ich, ist es ein Befehl«, fügte er hinzu.

9

Richard Valence legte sich den Hörer über die Schulter. Er schloß die Augen und hörte auf das entfernte Knistern von Pauls Stimme.

»Ich war heute morgen recht deutlich, Paul«, erklärte er.

»Hoffen Sie, mich umzustimmen?«

»Es ist ein Befehl des Ministers, Valence.«

»Sagen Sie ihm, er soll sich zum Teufel scheren. Ich empfange keine Befehle.«

Paul preßte die Hand um den Hörer. Er spürte deutlich, daß Richard Valence ihm nicht aufmerksam zuhörte. Irgend etwas anderes machte er nebenher, er las Zeitung oder beantwortete seine Post. Valence zu widersprechen war eine anstrengende Angelegenheit. Das Gute am Telefon war zumindest, daß er seinem Blick nicht trotzen mußte.

Paul starrte an die Decke seines Büros.

»Sie haben unrecht, Valence. Sehr unrecht. Sie setzen sich damit so in die Nesseln, wie Sie das in Ihrer ganzen Karriere noch nicht getan haben.«

Er hörte einen Ausruf. Er mußte nicht in Mailand sein, um zu wissen, welche Wirkung seine Hartnäckigkeit auf Richard Valence haben würde. Paul dachte an die Insekten, die in der Nähe seines Hauses in Spanien um den schwarzen Stier surrten. Gewiß, diese Sache mit den Insekten und dem schwarzen Stier war ein ziemlich billiger Gedanke, aber er konnte nicht umhin, ihn jedes Mal zu denken, wenn er so mit Valence redete. Und umgekehrt konnte er nicht umhin, jedes Mal an Valence zu denken, wenn er den Stier in Spanien besuchte. Der

Stier heißt Estebán. Paul liebt diesen Stier und mag die Vorstellung nicht, daß Estebán eines Tages vor ihm sterben wird. Es bedarf sehr vieler, sehr beharrlicher Insekten, um Estebán zu erschüttern. Nach einer vielleicht einstündigen Attacke beginnt das mächtige Tier seinen Leib zu bewegen. Es ist eine beängstigende, schwere Masse. Die Linie seiner Wirbel zeichnet seinen Rücken, man würde sie gern mit den Fingern nachzeichnen, nur so. Aber im letzten Moment läßt die Linie dieses Rückens oder auch die Bewegung der Hörner einen zurückschrecken. In der Tat, Valence läßt einen zurückschrecken.

»Wenn Sie diesen Auftrag nicht auf der Stelle annehmen, sind Sie erledigt, Valence. Valhubert hat sich sehr klar ausgedrückt.«

»Ermüden Sie mich nicht damit, Paul, ich werde mir immer zu helfen wissen. Es ist nicht der erste Auftrag, den ich ablehne.«

»Valhubert gedenkt mich für Ihre Weigerung verantwortlich zu machen. Das bedeutet, daß Sie mit Ihrer Karriere zugleich auch meine zerstören.«

Valence lachte kurz.

»Ich habe also ein Recht, es zu erfahren«, fuhr Paul fort.

»Warum lehnen Sie den Auftrag ab?«

Paul preßte die Kiefer zusammen. Niemand pflegte Richard Valence je eine direkte Frage zu stellen. Valence konnte beschließen, zu antworten, konnte aber auch beschließen, einen nie wiederzusehen, das kam ganz drauf an. Und worauf das ankam, hatte noch niemand herausgefunden. Im vorliegenden Fall sagte Valence nichts, er atmete nur in den Hörer.

»Es gibt nur zwei Gründe, die Sie daran hindern könnten, diese Untersuchung zu übernehmen«, fuhr Paul

fort.

»Der erste wäre, tot zu sein. Sind sie tot, Valence?«

»Ich glaube nicht.«

»Der zweite wäre, befangen zu sein.«

»Genau das ist es. Ich kenne das Opfer.«

»Tut mir leid. War er ein Freund?«

»Nein. Ich habe ihn vor sehr langer Zeit gekannt, vor mindestens achtzehn Jahren.«

»Vor achtzehn Jahren? Und das nennen Sie ›das Opfer kennen‹? Was ist mit seinem Sohn? Und seiner Frau? Haben Sie auch die Familie gekannt?«

»Die Frau habe ich gesehen. Soweit ich mich an sie erinnere, ist sie der Typ des Weiblichen schlechthin. Ich wußte nicht, daß es einen Sohn gibt. Wichtig ist allein, daß ich keine Lust habe, mich um den Tod von Monsieur Henri Valhubert zu kümmern, Paul. Es ödet mich an. Und ausnahmsweise werde ich das Gesetz befolgen: Man mischt sich nicht in einen Kriminalfall, wenn man einen der Beteiligten kennt, so flüchtig es auch sein mag. Das ist eine Frage des Berufsethos, das können Sie dem Minister sagen.«

»Das ist doch absurd, Valence.«

»Ich hänge jetzt auf, Paul, ich habe zu tun. Übernehmen Sie den Auftrag, Sie schaffen das sehr gut.«

»Nein. Nur Sie können es machen, und niemand anderes.«

Valence lachte.

»Sie sind feige, Valence. Sie greifen nach dem erstbesten Vorwand, um einem Auftrag aus dem Weg zu gehen, bei dem Sie fürchten, keinen Erfolg zu haben, weil Sie seit Jahren nicht mehr im Gelände operieren, im Zentrum echter Verbrechen mit echtem Blut, und sich statt

dessen weit entfernt von den Ereignissen damit vergnügen, zu theoretisieren und kiloweise Papier zu produzieren, an dem nie Blut klebt. So was widert Sie inzwischen an, Sie sind nicht mehr wie früher.«

»Sie sind ein Dreckskerl, Paul, und ein Idiot.«

Dann schwieg Valence einen Moment. Paul versuchte, an Estebán zu denken.

»Abfahrtszeit des Zuges nach Rom?«

»In einer Dreiviertelstunde.«

»Sagen Sie dem Minister, daß ich fahre. Daß ich spätestens in vierzehn Tagen mit dem abgeschlossenen Fall zurückkomme. Daß ich mit einem Koffer voller Blut, Gedärm und Tränen zurückkomme, den ich auf Ihren beiden Schreibtischen ausleeren werde – und ich werde genug davon ausleeren, um Sie zum Kotzen zu bringen.«

»Viel Glück, Valence.«

Als Paul auflegte, zitterten seine Hände ein wenig, nicht so sehr, weil es ihm gelungen war, Richard Valence in Bewegung zu setzen, sondern wegen der Brutalität des Gesprächs. Dieser Typ hatte ihn immer angezogen und abgestoßen. Jetzt hatte er es geschafft, ihn nach Rom zu schicken. Er brauchte nur noch den Koffer mit dem Gedärm abzuwarten. Valence war ein Mann mit Geschmack und mochte kein Gedärm. Paul hätte in diesem Moment nicht mit ihm tauschen wollen.

Inspektor Ruggieri, der Claudius Valhubert und seine beiden Freunde auf Ersuchen der italienischen Regierung am späten Vormittag hatte freilassen müssen, beschloß, dem Franzosen, den man ihm von Mailand schickte, um ihn am Arbeiten zu hindern, das Leben schwer zu machen. Die Anweisung lautete: Falls man etwas Unkorrektes in dem Fall aufspüren würde, sollte alles niedergeschlagen und erklärt werden, man habe nichts gefunden, der Mann sei irrtümlich getötet worden, wahrscheinlich habe der Mörder ein anderes Opfer im Visier gehabt. Außerdem sollte man sagen, die italienische Polizei sei unfähig gewesen, den Fall zu klären, darum habe man ihn zu den Akten gelegt.

Der Mann, der in seinem Büro vorstellig wurde, war allerdings nicht der erbärmliche Wicht, den er sich als Gegner erhofft hatte. Es war eine große blasse Gestalt mit dichtem schwarzen Haar, einem massigen Körper und bemerkenswertem Blick, in dem Ruggieri nicht die geringste Spur eines Verdachts fand. Da es nun mal so war, sah sich Ruggieri gezwungen, seine Meinung ein wenig zu ändern. Vielleicht würde es eine Möglichkeit geben, einen gegenseitigen Beistandspakt mit ihm zu schließen.

»Was für Beschuldigungen liegen gegen Claudius Valhubert vor?« fragte Valence, nachdem Ruggieri ihm einen Stuhl angeboten hatte.

Ruggieri verzog das Gesicht.

»Im Grunde keine einzige. Nur dort gewesen zu sein, als er nicht hätte dort sein dürfen.«

»Wie alt ist der junge Mann?«

»Sechszwanzig. Man weiß, daß er Angst vor seinem Vater hatte. Jetzt schluchzt er natürlich und verlangt nach ihm. In Wahrheit machte ihm sein Vater das Leben schwer. Fast zwei Jahre ist Claudius Valhubert jetzt an der École Française in Rom, aber er schafft es nicht, in die Fußstapfen seines Vaters zu treten, der dort vor ungefähr zwanzig Jahren eine leuchtende Spur hinterlassen haben muß. Wenn ich recht verstanden habe, hat Henri Valhubert seinen Sohn unaufhörlich gedemütigt, indem er ihn antrieb, besser zu werden. Seitdem der Junge in Rom ist, war er schon in zahlreiche Geschichten verwickelt. Nächtliche Ruhestörung, Trunkenheit und Ärger mit Mädchen. Valhubert Senior durfte es nicht erfahren.«

»Ist das hinsichtlich Claudius alles?«

»Ja.«

»Und die Freunde, die ihn am Mordabend vom Platz geholt haben?«

»Die stehen ihm so nahe, daß sie ihm sogar nach Rom gefolgt sind. Zwischen den dreien gibt es etwas, das normale Vorstellungen übersteigt, eine etwas überspannte Freundschaft, wenn ich so sagen darf.«

»Alter und Lebensumstände?«

»Thibault Lescale, genannt Tiberius, ist siebenundzwanzig. David Larmier, genannt Nero, ist neunundzwanzig. Keiner der beiden gehört der École Française an. Sie haben Claudius begleitet und studieren auf eigene Faust, wobei sie sich ein Universitätsstipendium teilen. Nach allem, was ich gehört habe, sind sie brilliant.«

»Und Monsignore Lorenzo Vitelli?«

»Wir haben ihn mit dem Teil der Ermittlungen betraut,

die den Vatikan betreffen. Es ist schwierig für uns, dort offen zu intervenieren, und daher unerlässlich, daß Vitelli den Vatikan, in welchem er ein und aus geht, von innen überwacht. Wir haben auf die Gefahr verwiesen, in der sich Claudius Valhubert befindet, und ihn dazu bewegen können, uns zu helfen.«

»Wie hat er Henri Valhubert kennengelernt?«

»Monsignore Vitelli ist der älteste Freund seiner Frau Laura, fast so etwas wie ein Bruder. Über ihn hat Valhubert sie vor mehr als zwanzig Jahren in Rom kennengelernt. Als er seinen Sohn an die École Française schickte, hat er Lorenzo Vitelli, einen gelehrten Mann von hohem Ansehen, natürlich gebeten, seinem Jungen zu helfen. Und wer Claudius Valhubert nimmt, nimmt damit auch Tiberius und Nero. Es gibt sie nur im Dreierpack. Doch ich habe den Eindruck, daß der Bischof die drei Jungen schätzen gelernt hat. Etwas merkwürdig allerdings für einen Mann der Kirche, schließlich haben sie durchaus ihre eigenwilligen Seiten.«

»Haben die drei eigenwilligen jungen Männer solide Alibis?«

»Eben nicht. Es sind keine Typen, die bei einem Fest ständig auf die Uhr sehen oder die wissen, wo sie sich zu der und der genauen Uhrzeit gerade aufhalten werden. Sie improvisieren ihr Leben.«

»Ich verstehe. Hat der Bischof ein Alibi?«

»Monsieur Valence, Monsignore braucht kein Alibi.«

»Beantworten Sie zunächst meine Frage.«

»Auch kein Alibi.«

»Sehr gut. Wie hat er den gestrigen Abend verbracht?«

»Er hat zu Hause in einem kleinen Stadtpalais, das er mit vier Amtsbrüdern teilt, gearbeitet. Die anderen Prälaten

waren zu Bett gegangen. Tiberius hat ihn heute morgen geweckt, um ihn über das Drama zu unterrichten und ihn zu bitten, uns den Brief zu bringen, den Henri Valhubert ihm geschickt hatte.«

»Also keinerlei Alibi für die vier, was sie praktisch automatisch entlastet. Wenn man ein Verbrechen wie das vorliegende plant, sorgt man für eine solide, überzeugende Verteidigung. Alle Mörder, die ich kennengelernt habe und die kaltblütig genug waren, Gift vorzubereiten und zu verwenden, hatten betonharte Alibis. Genau das müssen wir suchen, Leute, die solide und überzeugende Alibis haben. Was noch?«

»Madame Laura Valhubert wurde informiert. Sie trifft heute abend in Rom ein, um die Leiche zu identifizieren. Ihr Stiefsohn hätte diese Belastung nicht ertragen. Sie hat darum gebeten, es an seiner Stelle zu tun. Möchten Sie ihr Alibi hören?«

»Ist das unerlässlich?«

Ruggieri zuckte mit den Schultern.

»Immerhin ist sie die Frau des Toten. Aber ihr Alibi ist ... solide und überzeugend. Sie war gestern abend in ihrem Landhaus in der Nähe von Paris, das heißt, zweitausend Kilometer von Rom entfernt. Sie hat bis spät in der Nacht gelesen. Das bestätigt die Hausmeisterin, die sie heute gegen Mittag geweckt hat. Telefon gibt es dort nicht, wir haben ziemlich lange gebraucht, bis wir sie erreicht haben. Niemand wußte, daß sie aufs Land gefahren war. Sie hat nicht gut auf die Nachricht vom Tod ihres Mannes reagiert, aber auch nicht allzu schlecht. Sagen wir, ich habe schon Schlimmeres erlebt.«

»Was nichts bedeutet.«

»Claudius Valhubert erwartet seine Stiefmutter wie den Messias«, fügte Ruggieri lächelnd hinzu. »Die drei Jungs

scheinen regelrecht für sie zu schwärmen, sie reden untereinander über sie. Was sagen Sie dazu? Merkwürdig, nicht wahr?«

Valence hob rasch den Blick, und – er verstand nicht warum – Ruggieri senkte den seinen.

»Egal«, murmelte Ruggieri, während Valence aufstand, um zu gehen. »Machen Sie nur Ihre Verschleierungsarbeit, das ist Ihre Sache und die Ihres Ministers. Es wird mich bei der Erfüllung meiner Pflicht nicht stören.«

»Das heißt?«

»Daß ich es, falls der junge Claudius schuldig ist, so oder so publik machen werde. Ich mag Mörder nicht.«

»Und der hier ist ein Mörder?«

»Es sieht mir ganz danach aus.«

»Mir scheint, wir haben nicht dieselben Methoden.«

»Mörder zu schützen ist keine Methode, Monsieur Valence. Es ist ein Verhalten.«

»Und zwar meines, Signor Ruggieri, vorausgesetzt, es lohnt sich.«

Als Richard Valence vor den Mauern des Vatikans ankam, machte er halt, um zu telefonieren.

»Inspektor Ruggieri? Ich brauche eine Auskunft: ein großer junger Mann, dunkles Haar, kantiges Gesicht, breite Schultern, elegante Kleidung, hält beim Gehen die Arme im Rücken verschränkt, sagt Ihnen das etwas?«

»Schwarzes Jackett?«

»Ja.«

»Einen goldenen Ring im Ohr?«

»Möglich.«

»Das ist Thibault Lescale, genannt Tiberius.«

»Dann informiere ich Sie, daß besagter Kaiser mir folgt, seit ich die Räume der Polizei verlassen habe.«

»Sind Sie sich sicher?«

»Beruhigen Sie sich, Ruggieri. Er folgt mir, das ist absolut sicher, aber er tut es ohne jegliche Diskretion, ganz im Gegenteil. Man könnte meinen, es amüsiert ihn.«

»Ich verstehe.«

»Um so besser, Ruggieri, denn Sie werden mir das erklären. Bis später.«

»Wo gehen Sie hin, Monsieur Valence?«

»Monsignore Lorenzo Vitelli besuchen. Ich habe keine Zeit zu verlieren und glaube, daß ich ihn auch am Sonntag im Büro antreffen werde. Ich will mit einem Statisten beginnen, der ein bißchen außerhalb des Schachbretts steht.«

»Sie würden besser daran tun, direkt ins Zentrum des

Spiels vorzudringen.«

»Da, wo es blutet? Dazu ist immer noch Zeit. Wenn Sie auf das Tier zustürzen, flieht es – wenn Sie eine Treibjagd veranstalten, werden Sie es einfangen. Eine ziemlich bekannte Sache.«

Ruggieri legte heftig auf. Valence war bereit zur Zusammenarbeit, er sagte, wohin er ging und was er zu tun beabsichtigte, aber er war so herzlich wie ein Haufen Steine. Und Ruggieri, der lange Unterhaltungen, verlorene Zeit, Beweisführungen und langwierige Darlegungen mochte, nun eben alles, was das Reden vergnüglich machte, sah, wie quälend der Kontakt zu diesem mit allen Gedanken und Gesten so sparsamen Mann werden würde.

Bischof Lorenzo Vitelli saß tatsächlich bei der Arbeit und willigte ein, Richard Valence in seinem Arbeitszimmer zu empfangen. Valence lächelte ihn an, als er ihm die Hand gab. Er lächelte nicht viele Menschen an, aber dieser große Bischof gefiel ihm. Er stellte sich flüchtig vor, daß, wäre er jünger und ruheloser gewesen, er sich vielleicht die Hilfe eines solchen Mannes gewünscht hätte. Valence sah ihm zu, wie er seinen Platz hinter dem Schreibtisch wieder einnahm. Vitellis Gesten waren langsam, ohne diese weichlich-joviale Diskretion, die Juristen, Ärzte und Kirchenleute bisweilen an sich haben und die eher abstoßend als beruhigend sein kann. Die Robe hatte seinen Leib nicht geschluckt, und er war nicht unangenehm anzuschauen. Das war er also, der Freund aus Kindheit und Jugend von Laura Delorme, verheirateter Valhubert.

»Man hat mich darüber informiert, welche Art Auftrag Sie nach Rom führt«, begann Lorenzo Vitelli. »Da ich die Position von Henri – ich meine die seines Bruders – begreife, habe ich so etwas erwartet. Ich kann mir vorstellen, daß Édouard Valhubert die Angelegenheit um

jeden Preis unter Kontrolle bringen will?«

»Sie können sagen, um jeden beliebigen Preis. Er setzt die Sicherheit seines Ressorts und damit das Image einer Regierung aufs Spiel.«

»Sie dürften schon mehr darüber wissen als ich. Ist es indiskret, zu fragen, wie weit wir hinsichtlich Claudius Valhubert sind?«

»Er ist gerade freigelassen worden, ebenso seine beiden Freunde, allerdings mit der Anordnung, der Polizei zur Verfügung zu stehen und Rom nicht zu verlassen.«

»Wie haben sie auf die Vernehmungen reagiert?«

»Ich weiß es nicht. Machen Sie sich Sorgen um sie?«

Der Bischof schwieg einen Augenblick.

»Sie haben recht«, sagte er schließlich und wandte Valence langsam das Gesicht zu. »Womöglich verstehen Sie das nicht, aber es ist nun einmal so, daß ich den drei Jungen sehr verbunden bin. Und ich mache mir Sorgen, weil sie unberechenbar sind. Aus dem Nichts können sie plötzlich irgendwelchen Unfug machen. Es gibt nicht den geringsten Grund, weshalb die Polizei so was schätzen sollte. Aber was genau erwarten Sie von mir?«

»Daß Sie mir von ihnen erzählen. Inspektor Ruggieri findet es merkwürdig, daß ein Mann wie Sie sie schützt.«

Lorenzo Vitelli lächelte.

»Und Sie?«

»Ich? Nichts.«

»Es sind interessante Burschen. Vor allem die drei zusammen. Sie bilden eine Art Block, und man kann nicht umhin, herausfinden zu wollen, warum. Claudius ist von den dreien derjenige, bei dem man am längsten braucht, um ihn zu mögen«, fuhr er fort und stand auf. »Als Henri ihn mir vor fast zwei Jahren mehr oder minder anvertraut

hat, war ich ihm gegenüber voreingenommen. Seine hektische Aggressivität hat mich rasend gemacht. Dann habe ich ihn schätzen gelernt. Wenn seine Fiebrigkeit nachläßt, wird er wirklich hinreißend. Das erste Mal finden Sie ihn unangenehm, und dann, nach und nach, finden Sie ihn aufrichtig, anziehend. Verstehen Sie? Das Verhältnis zu seinem Vater war nicht einfach. Die Aussicht, daß Henri nach Rom kommen würde, hat ihn seit zwei Tagen in helle Aufregung versetzt. Die Polizei hat Ihnen sicher gesagt, daß Claudius hier schon ein bißchen aufgefallen ist. Aber keinesfalls ist er fähig, Böses zu tun, und in gewisser Weise bedaure ich das. Als ich Claudius unter meine Fittiche genommen habe, habe ich nolens volens auch die beiden Pakete übernehmen müssen, die er mit sich führte, Tiberius und Nero, oder Lescale und Larmier, wenn Ihnen das lieber ist. Nero ist ein exaltierter, amoralischer Mensch, der zu ziemlich absurdem Verhalten fähig ist. Ich gestehe, daß ich ein gewisses Vergnügen dabei empfinde, zuzusehen, wie er es im Leben anstellt, während ich das ehrlicherweise nicht sollte. Tiberius ist mit Abstand der Schönste von den dreien. Er hat einen bemerkenswerten Verstand, und ihm helfe ich bei seinen Studien am meisten – wobei er es natürlich am wenigsten nötig hat. In Anbetracht all dieser Gaben könnte so einer unausstehlich sein, aber das Gegenteil ist der Fall. Er legt eine Art fürstlicher Unschuld an den Tag, der ich nicht oft begegnet bin. Aber man muß sie alle drei zusammen betrachten. Nur so zeigen sie, was sie können. Was halten Sie von dieser Beschreibung?«

»Schmeichlerisch.«

»Ich habe eine Entschuldigung. Die drei sind auf eine Weise aneinandergeschweißt, die ziemlich selten ist.«

»So fest, daß sie einen Mord begehen, um sich gegenseitig zu helfen?«

»Theoretisch ja. In Wirklichkeit nein. Oder aber ich verstehe nichts von Menschen, und diese Robe gehört weggeworfen.«

»Inspektor Ruggieri mißtraut Claudius Valhubert.«

»Ich weiß. Und ich mißtraue dem Mißtrauen von Polizisten. Und Sie? Was werden Sie von Claudius denken?«

»Ich denke bereits an etwas anderes. Was ist mit diesem Michelangelo?«

Der Bischof setzte sich wieder.

»Möglicherweise hat Henri etwas entdeckt«, sagte er.

»Ehrlich gesagt, bin ich mir dessen fast sicher. Er wirkte gestern vormittag wie jemand, der etwas weiß, was ein bißchen zu groß für ihn allein ist. Bei den Menschen, die mich gewöhnlich aufsuchen, führt dieser Zustand rasch zu einer Beichte, immer genau in dem Moment, in dem ich es vermute. Aber nicht bei Henri. Er war ein Mann, der immer alles allein machen wollte. So kam es, daß er mir nichts Genaueres gesagt hat, mich aber diesen Zustand unmittelbar bevorstehender Beichte hat spüren lassen.«

»Wer kümmert sich in der Bibliothek um die Archivabteilung?«

»Eigentlich ist das Marterelli. In Wirklichkeit ist er unaufhörlich auf Dienstreisen, und Maria Verdi vertritt ihn mit Hilfe von Skriptor Prizzi. Sie ist seit mindestens dreißig Jahren hier, aber das zählt schon keiner mehr, vielleicht sind es auch schon zweihundertfünfzig Jahre.«

»Macht sie ihre Arbeit gut?«

»Sie ist unbeweglich und fromm«, erklärte Lorenzo Vitelli seufzend. »Nie findet man irgend etwas, das man ihr vorwerfen könnte.«

»Langweilig?«

»Sehr.«

»Sie scheinen an etwas zu denken.«

»Möglich.«

»Woran?«

Der Bischof verzog das Gesicht. Die neue Rolle als Spitzel, in die ihn die Ermittlungen versetzten, wurde ihm allmählich lästig.

»Wenn Sie Claudius Valhubert helfen möchten ...«, begann Valence.

»Ich weiß, ich weiß«, unterbrach ihn Vitelli ungeduldig.

»Aber das ist nicht immer einfach, stellen Sie sich vor.«

Valence schwieg und wartete ab.

»Gut«, fuhr der Bischof dann rasch fort. »Ich werde Ihnen sagen, woran ich denke. Damit wir uns recht verstehen: Ich gebe Ihnen die Information, die ich der Polizei gegenüber heute morgen verschwiegen habe, weil Sie nicht offiziell hier sind. Wenn Sie etwas Interessantes daraus schließen sollten, liegt es allein bei Ihnen, ob Sie Ruggieri darüber informieren oder nicht. Im gegenteiligen Fall vergessen Sie es, und ich werde meinerseits versuchen, Entschuldigungen für meinen Argwohn zu finden. Verstehen Sie mich? Können wir uns beide für die Dauer dieses Falles dergestalt arrangieren?«

»Mir sehr recht«, sagte Valence.

»Gut. Bevor mich Henri gegen Mittag verließ, fragte er mich, ob er telefonieren könne. Er tat es in meinem Beisein und mit einer Ungeduld, die ich gut an ihm kenne. Er rief einen unserer ältesten gemeinsamen Freunde an, der in Rom dieselben Geschäfte betreibt wie Henri in Paris: Kunsteditionen.«

»Sein Name?«

»Pietro Baldi. In jüngeren Jahren war er sehr charmant,

aber das Geld hat ihn verändert. Seine Intelligenz ist ... durchschnittlich, das ist ihm bewußt, und er versucht das durch mehr oder weniger sympathische Mittel zu kompensieren. Pietro ist mit der Bibliothek seit langem vertraut, er geht hier seit zwanzig Jahren ein und aus.«

Lorenzo Vitelli redete immer leiser. Wahrscheinlich die Scham, dachte Valence.

»Da ist noch etwas«, bemerkte Valence.

»Stimmt«, erwiderte der Bischof seufzend. »Durch Henris Besuch beunruhigt, habe ich mir danach sehr ausführlich die jüngsten Werke vorgenommen, die Pietro Baldi herausgegeben hat, Seite für Seite.«

Vitelli stand auf, zog ein Buch aus dem Regal, blätterte es durch und legte es offen vor Valence hin.

»Sehen Sie selbst«, sagte er.

»Was soll ich sehen?«

»Diese kleine Skizze von Bernini, hier links. ›Privatsammlung. Anonym.« Ich meine diesen Bernini zu kennen. Ich glaube sogar, ich habe ihn hier in der Vaticana gesehen, als ich vor fünfzehn Jahren meinen Band über das Barock vorbereitet habe. Aber ich bin mir nicht sicher, überhaupt nicht sicher, verstehen Sie.«

»Was für ein Interesse sollte er haben, ein gestohlenes Dokument zu veröffentlichen?«

»Nun, das ist so bei dem Geschäft mit der Kunst, da gibt es viel Konkurrenz. Durch seine Entdeckungen von Werken, die noch nie veröffentlicht wurden, und seine originelle Darstellung hat sich Baldi einen Namen gemacht. Das bringt ihm Geld ein. Verstehen Sie? Das Ganze ist sehr unangenehm. Mir ist bei dieser Untersuchung überhaupt nicht wohl.«

»Aber da gibt es die drei ›Kaiser‹ – und die würden Sie

gern schützen.«

Der Bischof lächelte.

»In der Tat gibt es diese drei, aber es gibt auch die Vaticana. Für alle, die wirklich mit der ehrwürdigen Bibliothek gearbeitet haben, ist die Vorstellung, ihr geheimer Leib könnte sich nach und nach leeren, unerträglich. Das ist, als würde man Ihnen selbst den Bauch aufschneiden. Die Vaticana ist eine Sucht. Fragen Sie Maria Verdi, und Sie werden sehen. Aber bleiben Sie nicht zu lange bei ihr, sonst sterben Sie vor Langeweile.«

Richard Valence lächelte noch, als er das Hotel erreichte. Seit der Ankunft am Vormittag hatte er keine Zeit gehabt, sein Zimmer zu beziehen. Vom Hotel aus rief er seinen Kollegen im Justizministerium an. Auf dem Bett liegend, wartete er müde darauf, Pauls gemessene Stimme zu hören, der verdammt erleichtert sein mußte, eine Auseinandersetzung mit Édouard Valhubert vermieden zu haben.

»Hier Valence. Hat sich der Minister beruhigt?«

»Alles in Ordnung«, erwiderte Paul. »Und bei Ihnen?«

»Fragen Sie den Minister in meinem Namen danach, wie er den gestrigen Abend verbracht hat.«

»Sind Sie verrückt, Valence? Ist das Ihre Art, die Angelegenheit niederzuschlagen?«

»Er ist der Bruder des Ermordeten, nicht wahr? Und wenn ich recht verstanden habe, hinterläßt Henri seinem Bruder ein recht beträchtliches Erbe. Heißt es nicht, Édouard Valhubert habe in letzter Zeit mit dem Geld des Staates gespielt? Dringender Geldbedarf? Falsche Rechnungen? Wo war er gestern abend?«

»Valence«, schrie Paul, »Sie sind dort, um die Angelegenheit niederzuschlagen!«

»Ich weiß, ich weiß. Trotzdem werde ich genau das tun, was ich will.«

»Es reicht, Valence! Irgend jemand könnte dieses groteske Gespräch mitbekommen!«

Richard Valence lachte.

»Sie haben Spaß daran, sich über mich lustig zu machen,

nicht wahr, Valence?«

»Ganz recht, Paul.«

»Und seine verdammte Frau, dieser ›Typ des Weiblichen schlechthin‹? Ist sie inzwischen eingetroffen? Haben Sie sie gesehen? Was hat der Umstand, daß sie ihren Mann losgeworden ist, bei ihr ausgelöst? Wissen Sie wenigstens, daß sie fast jeden Monat durch Italien gereist ist?«

»Vergessen Sie die Frau, Paul«, erklärte Valence. »Und befragen Sie trotz allem den Minister«, fügte er hinzu, bevor er auflegte.

Er streckte sich auf dem Bett aus und schloß die Augen. Er hatte noch Zeit, diesem Verleger, Pietro Baldi, einen Besuch abzustatten. Es schien ihm keine gute Spur zu sein, aber er mußte hingehen. All das begann ihn bereits unmerklich zu verärgern. Er gönnte sich eine halbe Stunde Erholung.

13

Tiberius lief schneller als gewöhnlich die Treppe hinauf. Claudius und Nero erwarteten ihn. Er war spät dran, sie hatten nicht gegessen und wirkten angetrunken. Tiberius knallte die Tür zu, packte die beiden Flaschen und zerschlug sie an der Brüstung des offenen Fensters.

»Das ist jetzt nicht der Moment, ihr Idioten«, rief er.

»Die hättest du auch sauber zerschlagen können«, bemerkte Nero. »Na, schön. Gibt es was Neues?«

Tiberius kauerte sich neben Claudius hin und legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Und er?« fragte er. »Wie geht es ihm?«

»Er ist besoffen«, erwiderte Nero.

»Laß dich mal anschauen«, sagte Tiberius.

Claudius wandte sich um. Tiberius betrachtete ihn etwas besorgt.

»Er hat den ganzen Tag geweint, nicht wahr?«

»Er verlangt nach seinem Papa«, erklärte Nero matt.

»Und dir ist nichts besseres eingefallen, als ihn sich volllaufen zu lassen, damit er noch trauriger wird!« rief Tiberius.

Machtlos breitete Nero die Hände aus.

»Das hat er ganz allein gemacht, weißt du.«

»Und du, hast du heute wenigstens etwas Nützliches angestellt? Das, was wir ausgemacht hatten?«

»Habe ich, Tiberius. Ich habe das entwürdigende Gewand des von Taverne zu Taverne ziehenden Legionärs angelegt. Ich habe die Spur meiner Opfer von Straße zu

Straße verfolgt. Und obwohl ich dick bin, habe ich mich nicht verraten.«

»Und?«

»Ruggieri hat zwei Männer zum Vatikan geschickt, sonst ist weiter nichts passiert. Bist du dem Sonderbeauftragten gefolgt?«

»Ja. Einstweilen gibt es nicht allzu viel Anlaß, sich Sorgen zu machen. Aber Vorsicht, der Typ scheint intelligent zu sein. Sehr intelligent.«

»Sehr?« fragte Claudius.

»Sehr.«

»Wie sieht er aus?«

Tiberius zuckte mit den Achseln.

»So eine Art Unbeugsamer«, sagte er. »Ich weiß nicht ... Ich kenne mich mit Unbeugsamen nicht gut aus. Zwischen Fünfundvierzig und Fünfzig. Sicher gefährlich. Ich weiß nicht, ob wir ihm lange standhalten können. Aber theoretisch ist der Typ gekommen, um Wellen zu vermeiden, nicht, um welche zu schlagen. Claudius, weißt du, was wir mit dir machen?«

»Ich weiß es nicht«, murmelte Claudius. »Sobald ich rede, kommen mir die Tränen. Was machen wir mit mir?«

»Wir pöppeln dich ein bißchen auf«, schlug Nero vor.

Tiberius strich Claudius die nassen Locken aus der Stirn.

»Wir bringen dich wieder auf die Beine, machen dich schön, und dann gehen wir Laura abholen.«

»Laura ... stimmt ja. Sie kommt ...«

»Erhebe dich, Kaiser. Bring deine Jacke in Ordnung. In einer Stunde ist sie da, bestimmt braucht sie dich.«

»Ganz gewiß«, bemerkte Nero.

Claudius betrachtete sich in einem Spiegel, wischte sich

übers Gesicht, zog die Krawatte fester.

»Tiberius, kann ich allein gehen, ich meine, kann ich ohne dich hingehen?«

»Er ist nicht umsonst Kaiser«, sagte Nero lächelnd und sah Tiberius an. »Er kennt die Tricks, um Rivalen und Verschwörer auszuschalten.«

»Das Leben der Verschwörer kennt auch Rückschläge«, erwiderte Tiberius und legte sich aufs Bett. »Nun geh schon, Claudius. Geh allein. Du bist sehr schön. Deine Augen glänzen, du bist sehr schön.«

Als die Tür hinter Claudius zugefallen war, stützte sich Tiberius auf einem Ellbogen auf.

»Sag, Nero, hat er sehr geweint?«

»Wie ein Schloßhund.«

»Was denkst du über diese ganze Sache?«

»Ich denke gut darüber.«

»Wie, gut?«

»Du müßtest es dir denken können, Tiberius. Dieses ganze Pathos, diese Turbulenzen, sie gefallen mir, tut mir leid. Sie machen mir Vergnügen, du kannst dir nicht vorstellen, wie sehr.«

»Das wundert mich bei dir nicht.«

»Ich mache es nicht absichtlich. Ich bin nun mal so. Jetzt, siehst du, würde ich am liebsten in die Hände klatschen.«

»Versuch dich zu beherrschen.«

»Zu spät«, murmelte Nero. »Gefleckter Schierling, sein faseriger, rotgefleckter Stengel. Das ist schon ziemlich bemerkenswert.«

Der Hotelboy klopfte an die Zimmertür.

»Inspektor Ruggieri möchte Sie sehen, Signore«, sagte er. »Der Inspektor erwartet Sie unten an der Rezeption.«

»So spät? Ist er allein?« fragte Valence.

»Nein, Signore. Er ist mit noch zwei Polizisten da.«

Valence runzelte die Stirn und zog sich ein Jackett an. Ruggieri würde begreifen müssen, daß er es nicht schätzte, gestört zu werden, wenn ihm nicht danach war.

Raschen Schrittes kam der Inspektor auf ihn zu und gab ihm wortlos die Hand.

»Ich dachte mir, Sie würden bestimmt gern mitkommen«, erklärte er.

Valence zog eine Augenbraue hoch: »Wohin?«

»Ins Hotel ›Garibaldi‹. Madame Laura Valhubert ist eingetroffen und erwartet uns. Es geht um die Identifizierung der Leiche, je früher, desto besser. Kommen Sie?«

»Nein.«

Ruggieri betrachtete das verschlossene Gesicht von Valence. Er stand mit verschränkten Armen da und sah nicht sehr angenehm aus.

»Ich hatte gedacht, Sie würden gern ihre erste Reaktion beobachten«, fuhr Ruggieri fort.

»Da haben Sie sich getäuscht. Und was das übrige angeht, weiß ich, daß Sie mir alles sehr gut berichten werden. Nicht wahr?« fügte er hinzu und streckte ihm die Hand hin.

Valence hatte nur drei Minuten darauf verwendet, die

Polizisten loszuwerden, dennoch fühlte er sich gereizt und gestört. Er aß in seinem Zimmer zu Abend und versuchte dabei zu arbeiten. Schließlich stand er unvermittelt auf und verließ das Hotel, um ein Stück zu gehen.

Natürlich hatte Ruggieri recht. Er hätte sie zum Leichenschauhaus begleiten sollen. Er hätte die Reaktionen der Frau überwachen und sofort erste Anweisungen geben sollen, daß sie Stillschweigen zu bewahren habe. Statt dessen hatte er sich geweigert, mitzufahren, ohne irgend jemandem eine Erklärung zu geben. Das heißt, im Grunde war ihm keine Erklärung eingefallen. Ziemlich verdrossen beschloß Richard Valence, schnellen Schritts den Weg zum »Garibaldi« einzuschlagen. Nein, das war sinnlos. Laura Valhubert und die Bullen hatten das Hotel sicher schon längst verlassen, inzwischen dürften sie im Leichenschauhaus sein. Dort würde er Ruggieri bestimmt noch rechtzeitig erreichen. Unnötig, nach einer Entschuldigung für sein Verhalten zu suchen. Schon lange hatte er es sich abgewöhnt, Entschuldigungen zu suchen. Valence winkte ein Taxi heran.

Ruggieri beobachtete Laura Valhubert, während ein Mann das Tuch zurückzog, das die Leiche ihres Mannes bedeckte. Ruggieri hatte den Toten bereits gesehen und wußte, daß er den Mund offen behalten hatte und sehr unerquicklich anzusehen war. Laura Valhubert hatte stehen bleiben wollen. Sie hatte die Arme um sich geschlungen, hielt das Kinn gesenkt und kämpfte gegen ihren Widerstand. Ruggieri hatte es hingenommen, daß sie sich eine Zigarette anzündete, auch wenn das den Vorschriften nach strengstens untersagt war. Er hatte es nicht gewagt, sie daran zu hindern. Aufmerksam betrachtete er ihr Profil, das sie von Zeit zu Zeit enthüllte,

wenn sie ihr Haar zur Seite schob, er beobachtete die provozierende Entschlossenheit in ihrer Haltung und lauerte zugleich darauf, daß sie schwach würde, denn sie hielt die Lippen fest zusammengepreßt. Er hatte nicht recht gewußt, was er ihr sagen sollte. Er hatte mehr oder weniger nur Blödsinn gesagt, schien ihm. Im Grunde fühlte er sich von Laura Valhubert beeindruckt.

Sie betrachtete prüfend das Gesicht des Toten und wandte dann langsam den Kopf ab.

»Ja, das ist er«, sagte sie mit ernster Stimme. »Sind wir hier fertig?«

Sie trat ihre Zigarette auf dem Boden aus und nahm die nächste aus der Schachtel. Ruggieri ließ sie gewähren.

»Ja. Sie können nach Hause gehen«, sagte er. »Alles Weitere sehen wir morgen. Das Auto wartet draußen auf Sie.«

Er schüttelte unzufrieden den Kopf. »Das Auto wartet draußen auf Sie«, etwas anderes war ihm nicht eingefallen. Als ob das Auto drinnen auf sie warten könnte.

Sie nickte ihm zu und verließ mit großen, unsicheren Schritten den Raum.

Als Ruggieri allein war, zog er mechanisch das Tuch wieder über den Kopf des Toten. Man mußte zugeben, Laura Valhubert hatte ihn berührt, das mußte man wirklich zugeben. Nicht, weil sie Witwe und erschüttert war, sondern allein durch ihre Art, sich zu geben, das hatte was. Er hätte sie gern getröstet und um die Schulter gefaßt, was er in ähnlichen Situationen meist ganz mechanisch zu tun pflegte. Ruggieri mochte Gesten, vor allem nachdrückliche Gesten. Aber um nichts in der Welt hätte er an diesem Abend eine solche Geste gewagt. Da waren Claudius, Tiberius und Nero, die diese Frau wie den Messias erwartet hatten. Dann das verstörte Gesicht von

Claudius vorhin am Bahnhof, sein Tränenausbruch, Lauras Hand in seinem Haar und die Worte, die sie ihm ins Ohr geflüstert hatte. Etwas wie: »Da stehen wir nun wie zwei Idioten, mein kleiner Engel, was haben sie mit deinem Vater gemacht?«

Natürlich. Jetzt verstand er diese ganze Ungeduld um ihre Ankunft besser. Vielleicht war Henri Valhubert ja durchaus wegen eines gestohlenen Michelangelo umgebracht worden, das änderte jedoch nichts daran, daß seine Frau ganz gewiß einige unmögliche Leidenschaften ausgelöst hatte, das mußte man zweifellos mit berücksichtigen. Inspektor Ruggieri hatte eine Schwäche für unmögliche Leidenschaften, da er selbst schon dreieinhalb davon hinter sich gebracht hatte, zugleich aber auch einen leichten Abscheu davor.

In der Stille war zu hören, wie die Tür ins Schloß fiel, und Ruggieri hob den Kopf. Richard Valence durchquerte den Raum. Es war ein gekachelter Raum, in dem alles stark widerhallte.

»Sie kommen zu spät«, bemerkte Ruggieri. »Sie ist gerade wieder gegangen.«

»Reaktion?«

»Starre und ein leichtes Grausen. Körper gespannt, unsicheres Gleichgewicht, Zittern der Finger und der Lippen, heisere Stimme, zwei Zigaretten. Nichts Auffälliges, nur ein gewisses Bemühen, aufrecht zu bleiben. Sie war sehr schön.«

»Ist das von Bedeutung?« unterbrach ihn Valence.

»Meiner Ansicht nach von enormer Bedeutung«, erwiderte Ruggieri grob.

»Ach ja?«

Valence zog unvermittelt das Tuch zurück. Der Anblick

des Gesichts war schwer zu ertragen.

»Es dürfte Männer gegeben haben, die ihretwegen den Verstand verloren haben«, meinte Ruggieri.

»Und?«

»Dann können sie töten.«

Valence zuckte mit den Achseln. Ruggieri beobachtete ihn stumm.

»Was ist, Ruggieri? Versuchen Sie herauszufinden, ob dieses schreckliche Gesicht auch mich erzittern läßt? Und was würden Sie daraus schließen? Hier ist meine Hand, wenn es Ihnen Spaß macht. Beobachten Sie sie, solange Sie wollen ...«

»Ich bitte Sie, Monsieur Valence. Wir werden dieses Spiel doch nicht unter uns spielen. Sie sind abgehärtet, niemand zweifelt daran.«

»Das ist ein Fehler, Ruggieri. Ich bin unbeteiligt, das ist alles. Und was Laura Valhubert betrifft, so ist es gleichgültig, ob ihre Finger zittern oder nicht: Wir erkennen daraus nur, daß sie nicht unbeteiligt ist. Aber man darf Erschütterung nicht mit Schwäche verwechseln, und Schwäche nicht mit Unschuld. Verstehen Sie, Ruggieri? Selbst Wölfe zittern.«

»Warum sagen Sie das alles?«

»Ich sage es ganz allgemein, und weil Laura Valhubert Sie binnen weniger schweigsamer Minuten bereits in Verwirrung gestürzt hat. Ich warne Sie vor sich selbst, das ist alles. Es geht um einen Mord. Dabei ist es egal, ob sie der Typ des Weiblichen schlechthin ist oder nicht.«

»Sie war zum Zeitpunkt der Tat in Frankreich«, bemerkte Ruggieri etwas härter.

Dieser Typ, der am Morgen angekommen war, würde ihm doch wohl keine Lektion über Bullen und das ewig

Weibliche erteilen.

»Das weiß ich sehr gut!« erwiderte Valence lächelnd.
»Es war rein theoretisch gesagt, beruhigen Sie sich. Eine beiläufige Demonstration der Verwundbarkeit von Ermittlern.«

»Und wenn wir es heute abend dabei belassen würden?«

»Nur noch ein Wort. Ich hatte Gründe, einen römischen Verleger und regelmäßigen Benutzer der Vaticana – sein Name spielt keine Rolle – zu verdächtigen, daß er sich an unveröffentlichten Skizzen vergriffen hat. Ich habe ihn am späten Nachmittag aufgesucht. Ein dicker, ziemlich dämonischer Kerl. Aber ich habe nicht den geringsten Grund, anzunehmen, er sei persönlich Risiken eingegangen und habe in der Vaticana gestohlen. Die unveröffentlichte Zeichnung, die mich beunruhigte, ist ganz legal aus einer Privatsammlung erworben worden, er hat mir den Beweis dafür vorgelegt. Behalten wir es im Gedächtnis, aber meiner Ansicht nach ist diese Fährte nicht gut. Eine solche Manuskriptgeschichte ist keine Sache für einen Dicken.«

»Wie können Sie so etwas sagen? Das ist völlig unsinnig.«

»Macht nichts.«

»Neigen Sie immer noch zu der Theorie von dem Dieb, der Valhubert zur eigenen Sicherheit ermordet?«

»Im Augenblick ja. Und Sie?«

»Ich gehe jetzt schlafen.«

Richard Valence ging zu Fuß ins Hotel zurück, weil ihm plötzlich zu unwohl war, um einen Wagen zu nehmen. Er lehnte Ruggieris Angebot, ihn zurückzubringen, ab. Er hatte genug von Ruggieri. An diesem Abend erschien ihm Rom von einer grenzenloser Traurigkeit, und er verstand

nicht, warum. Er hatte verschwommene Bilder im Kopf, die ihn schmerzten, er konnte sie nicht benennen und daher auch nicht zügeln, und vor allem wußte er nicht, wie er es anstellen sollte, sie loszuwerden. Fast im Laufschrift kam er im Hotel an. Die Atemlosigkeit schien ihm gut zu tun. Als er sich hinlegte, ging es ihm besser. Am nächsten Morgen war es vorbei.

Monsignore Lorenzo Vitelli kam früh in den Vatikan. Etwas hatte ihm die ganze Nacht keine Ruhe gelassen. Die Bibliothek lag noch wie ausgestorben da, nur Maria hatte bereits damit begonnen, Karteikarten zu sortieren. Sie schien heute nicht in bester Form zu sein. Der Bischof inspizierte die Regale und sah lange im Benutzerbuch die Einträge der letzten Monate durch.

Als er wieder in seinem Büro war, rief er Richard Valence an. Ein Hotelangestellter antwortete ihm, Signor Valence sei noch nicht heruntergekommen, ob man ihn wecken solle?

»Nein«, erwiderte Vitelli.

Doch. Er hätte ihn wecken lassen sollen, es war bereits zehn Uhr. Allerdings hatte er kein Bedürfnis, es auf einen Versuch ankommen zu lassen. Sicher, es war absurd, aber Vitelli legte wieder auf. Richard Valence hatte etwas an sich, was ihn gefährlich machte und was Vitelli sich nicht erklären konnte; und selbst wenn er den Mann nicht im geringsten fürchtete, mochte er doch auch keine unnötige Gewalt. Abgesehen von dieser leichten Befangenheit gefiel ihm dieser Valence, er gefiel ihm sogar sehr. Vor allem war Vitelli froh darüber, daß er es ihm ersparte, offiziell mit der Polizei verhandeln zu müssen. Er mochte sich einfach nicht vorstellen, wie er jeden Tag bei der Polizei erschien, um seine tägliche Denunziation abzuliefern. Mit Valence waren die Dinge weniger brutal. Bei einer Beratung im Kreise einiger Amtsbrüder am Tag zuvor, bei der man natürlich auch auf die Diebstähle zu sprechen gekommen war, hatte Skriptor Prizzi gesagt, man dürfe in dieser Angelegenheit nicht allzu große Skrupel

haben: ihnen übermäßige Bedeutung beizumessen käme Selbstkasteiung und flagellatorischer Eitelkeit nahe, die wiederum die Gefahr mystischen Dünkels in sich berge. Skriptor Prizzis Reden konnten ermüdend sein.

Gegen elf Uhr gelang es Vitelli schließlich, mit Valence zu sprechen. Ob er wohl so bald als möglich in den Vatikan kommen könne?

Gerade als er auflegte, betrat Tiberius das Büro.

»Du könntest wirklich anklopfen, bevor du hereinkommst, Tiberius«, mahnte der Bischof. »Setz dich. Wie geht es Claudius?«

Tiberius verzog lange das Gesicht.

»Ich verstehe«, bemerkte Vitelli.

»Ich habe ihn heute morgen nur kurz gesprochen. Aber ich kann mir vorstellen, daß das Wiedersehen mit Laura gestern abend ihm gut getan hat. Meinen Sie nicht?«

»Manchmal ist es schlimmer, wenn man zu zweit weint. Hat sie wieder dasselbe Zimmer im ›Garibaldi‹ genommen?«

»Ich glaube schon.«

»Denkst du, sie braucht mich, oder meinst du, es ist ihr lieber, ein Weilchen allein zu bleiben? Ich gestehe, ich weiß nicht recht, was ich tun soll.«

»Ich gehe gleich zu ihr. Sie wird mit ihrer Aussage fertig sein. Ich rufe Sie dann an und sage Ihnen, ob ich sie distanziert oder herzlich fand. Bei ihr kann man das nie vorhersehen.«

»Sag mal, was trägst du da in der Hand, Tiberius?« fragte Vitelli unvermittelt und stand auf.

»Ja, so. Das kleine Buch aus dem 15. Jahrhundert. Deswegen bin ich ja eigentlich hergekommen, ich hätte es fast vergessen. Es geht immer noch um diesen lateinischen

Ausdruck, den ich nicht kenne. Sie hatten mir gesagt, Sie könnten ...«

»Verdammt noch mal, du bist verrückt, Tiberius! Vollständig verrückt! Du läufst da mit einem Wiegendruck unter dem Arm herum! Was glaubst du, wo du bist? Wer hat dir erlaubt, damit die Bibliothek zu verlassen?«

»Maria und Skriptor Prizzi, Monsignore. Ich habe den beiden gesagt, daß ich zu Ihnen gehe. Der Skriptor war nicht in der Lage, mir bei diesem lateinischen Ausdruck zu helfen. Aber er ist auch wirklich nicht leicht.«

»Das ist Wahnsinn! Ist dir klar, daß wir gerade in polizeilichen Ermittlungen stecken?«

»Ich glaub das nicht so recht«, brummte Tiberius.

»Du tätest besser daran, es zu glauben, anstatt dich um deinen lateinischen Ausdruck zu kümmern! Ich erwarte jeden Moment Richard Valence: Was meinst du, was der denkt, wenn er sieht, wie du hier lässig mit einem Wiegendruck herumspazierst, als handele es sich um einen Stadtplan?«

»Das Buch ist nicht so selten, das wissen Sie genau wie ich. Und außerdem paß ich auf. Ich bin ja nicht blöd.«

»Trotzdem! Ich habe noch ein paar Worte mit Prizzi und Maria Verdi zu reden. Und du, Tiberius, hör mir gut zu: Daß du dich hier wie zu Hause fühlst, ist eine Sache. Aber daß du die Vaticana als deine Privatbibliothek betrachtest, ist unerhört. Verschwinde jetzt, stell das Buch zurück und schick mir Prizzi.«

»Ich bin ihm gestern den ganzen Tag gefolgt«, erklärte Tiberius. »Er hat Pietro Baldi im Verdacht, unseren verehrten Verleger. Er ist zu ihm gegangen.«

»Von wem redest du, verdammt?«

»Sie ereifern sich, Monsignore.«

»Du treibst mich ja auf die Palme. Von wem redest du?«

»Von Richard Valence. Ich bin ihm gestern gefolgt, während Nero hinter Ruggieris Männern her ist.«

»Was ist denn in euch gefahren?«

»Sie beschäftigen sich doch mit uns, warum sollten wir uns da nicht mit ihnen beschäftigen?«

»Ist Nero auf diese glorreiche Idee gekommen?«

»Nein, Monsignore, das war ich.«

»Du bist mir unbegreiflich, Tiberius. Ich habe heute keine Zeit, mich um dich zu kümmern, aber wir werden dieses Gespräch fortführen, das kannst du mir glauben. Verschwinde jetzt und stell das Buch zurück, verdammt! Nach deinem lateinischen Ausdruck sehen wir später.«

Lorenzo Vitelli sah Tiberius nach, wie er die Stufen der großen steinernen Treppe hinuntereilte. Tiberius schien sich prächtig zu amüsieren. Was war daran bloß komisch?

»Probleme mit ihren Schützlingen, Monsignore?«

Der Bischof wandte sich um und lächelte Valence zu.

»Das war Tiberius, nicht wahr? Wissen Sie, daß er mich gestern den ganzen Tag begleitet hat?«

»Ja«, erwiderte Vitelli müde. »Er hat es mir gerade gesagt und scheint sehr zufrieden mit sich zu sein. Ich verstehe das nicht ... Es ist wirklich abscheulich.«

»Machen Sie sich keine Sorgen, Monsignore. Ich mache Sie nicht für das Verhalten des Jungen verantwortlich. Sie hatten mir etwas zu sagen?«

»Richtig. Ich habe heute nacht nicht viel geschlafen. Ich hatte eine Idee, die mir nicht aus dem Kopf ging. Heute morgen habe ich das in den Archiven überprüft. In den hinteren Regalen auf der linken Seite sind manche Kartons

weniger staubig als andere. Im Benutzerbuch ist keine Ausleihe vermerkt, die diese Kartons betreffen würde. Sie werden nie bestellt. Ich habe sie geöffnet: Sie enthalten verschiedene Dinge, die nur unzureichend katalogisiert und völlig ungeordnet sind. Da könnte man alles mögliche finden. Ich habe den Eindruck, jemand hat die Stücke kürzlich durchgesehen. Wissen Sie, Monsieur Valence, ich glaube, Henri hatte recht. Ganz sicher wird in der Vaticana gestohlen.«

Valence hatte die Handflächen aneinandergedrückt, stützte das Kinn auf die Fingerspitzen und dachte nach.

»Haben Sie einen Plan der Bibliothek?«

»Dort in der Schublade.«

Lorenzo Vitelli sah Richard Valence aufmerksam an. Er hätte es sich nicht erlaubt, ihn danach zu fragen, aber er war sich sicher, ein heftiger Schmerz mußte dieses Gesicht vor gar nicht langer Zeit aufgewühlt haben. Gestern war das noch nicht zu sehen gewesen. Dabei erschien Valence genauso gelassen, genauso blaß und genauso kraftvoll. Die Augen hatten noch immer ihren etwas verwirrenden Glanz, ohne ein Flackern. Und doch sah Vitelli sie: die rasche Spur des Zweifels, der darübergegangen war, die Strudel seines Kielwassers. Das war sein Beruf, er war in der Lage, diese kleine Schockwelle zu erkennen, aber er hätte sie bei einem Mann wie Richard Valence nicht erwartet, dessen unerschütterliche Kraft fähig schien, so was auszuhalten.

»Diese Tür hier, die von Maria und den drei Skriptoren bewacht wird, ist es die einzige?«

»So ist es.«

»Und Maria ist nicht immer da?«

»Marterelli vertritt sie manchmal. Er ist ein zerstreuter Mann, er weiß mit Müh und Not, was Geld ist. Er denkt an

nichts anderes als an die Geschichte des Papsttums, seine ausschließliche Leidenschaft. Es wäre absurd, ihn zu verdächtigen. Auch die drei Skriptoren Prizzi, Carliotti und Gordini sind über jeden Verdacht erhaben. Ich kann mir nicht vorstellen, was sie von einem solchen Handel hätten. Sie haben sowieso schon Schwierigkeiten, auszugeben, was sie besitzen. Was Maria angeht, so habe ich Ihnen schon gesagt, daß sie seit dreißig Jahren hier ist, geradezu symbiotisch mit den Mauern der Vaticana verbunden.«

»Führen die Toiletten des Großen Lesesaals auf das geschlossene Magazin?«

»Nein. Da gibt es keine Tür.«

»Aber doch wohl ein kleines Fenster?«

Der Bischof dachte nach.

»Ja, es gibt eines. Klein, aber vielleicht ausreichend, um hindurchzukommen. Nur liegt es in vier Metern Höhe. Wenn einer keine Leiter dabei hat, kann ich mir nicht vorstellen, wie ...«

»Und mit einem Seil?«

»Das ändert nichts. Es sind öffentliche Toiletten. Man geht dort jederzeit das Risiko ein, überrascht zu werden. Das ist nicht machbar. Man müßte sich schon über Nacht dort einschließen lassen.«

»Ist das möglich?«

»Nein. Bestimmt nicht.«

»Trotzdem gibt es eine Chance auf tausend, daß es möglich ist. Wir können also keinen der Benutzer, die den Großen Lesesaal aufsuchen, automatisch ausschließen, was Hunderte von Verdächtigen bedeutet, wobei der stärkste Verdacht natürlich auf all jene fällt, die ständig das Archiv nutzen.«

»Wir kommen nicht voran.«

»Wie viele Personen sind regelmäßig im Archiv tätig?«

»Ungefähr fünfzig. Ich kann Ihnen eine Liste mit allen Namen erstellen, wenn Sie wollen, ich kann versuchen, sie genauer zu überwachen und mit denen, die ich gut kenne, das Gespräch auf das Thema bringen. Auch wenn ich nicht viel Zeit habe.«

»Bis wir Besseres finden, sollten wir das auf jeden Fall machen. Ich würde gerne Maria Verdi sehen.«

»Ich führe Sie hin.«

Richard Valence hatte eine Abneigung gegen Bibliotheken, weil dort alles verboten war: Lärm mit den Schuhen zu machen, Lärm mit seinen Worten zu machen, zu rauchen, sich zu bewegen, zu seufzen, kurz, Lärm mit seinem Leben zu machen. Es gab Leute, die sagten, diese Einschränkungen des Leibes würden das Denken befördern. Bei ihm zerstörten sie es augenblicklich.

Von der Tür aus beobachtete er Maria Verdi, die mit Karteikarten hantierte, ohne ein einziges Geräusch hervorzurufen, und die seit dreißig Jahren so lebte, im Gemurmel dieses gedämpften Lebens. Er gab ihr mit Zeichen zu verstehen, er wolle sie sprechen, und sie führte ihn in das geschlossene Magazin, das sich hinter ihrem Schreibtisch öffnete.

»Das geschlossene Magazin«, sagte sie mit Hausbesitzerstolz.

»Was halten Sie von diesen Diebstählen, Signora Verdi?«

»Monsignore Vitelli hat mir davon erzählt. Es ist schrecklich, aber ich habe nichts dazu zu sagen, ich bin ihm da nicht die geringste Hilfe. Sie können sich ja denken, daß ich alle regelmäßigen Nutzer der Archive gut

kenne. Und ich kann mir keinen vorstellen, der etwas Derartiges tun würde. Einen habe ich gekannt, vor sehr langer Zeit, der hat im Großen Lesesaal die Stiche mit dem Rasiermesser herausgeschnitten. Man konnte nicht sagen, er hätte danach ausgesehen, aber man konnte auch nicht gerade sagen, daß er völlig normal ausgesehen hätte. Aber nun ja, das Aussehen, was hat das im Grunde schon zu besagen?«

»Wahrscheinlich ist der Dieb unter Henri Valhuberts Bekannten zu suchen. Zum Beispiel der Verleger Baldi.«

»Er kommt häufig. Aber ihn könnte man unmöglich verdächtigen. Um so etwas zu tun, braucht man Mut, und ich glaube nicht, daß er das notwendige Temperament hat.«

»Claudius Valhubert und seine beiden Freunde?«

»Haben Sie sie gesehen?«

»Noch nicht.«

»Hat die Polizei sie im Verdacht? Dann würde sie wirklich ihre Zeit verschwenden. Sie denken nicht genug an die Archive, um auf die Idee zu kommen, etwas daraus zu stehlen. Es sind entzückende Jungen, auch wenn Nero oft lästig und laut ist.«

»Das heißt?«

»Respektlos. Er ist respektlos. Wenn er mir ein Manuskript zurückbringt, hält er es fünfzig Zentimeter über den Tisch und läßt es mit einemmal fallen, absichtlich – um mich wahnsinnig zu machen, vermute ich. Er weiß genau, daß mich das aus der Fassung bringt. Aber er macht es ständig und sagt dann laut dazu: ›Hier ist der Papyrus, meine liebe Maria!‹ oder aber: ›Ich gebe dir diesen Wisch zurück, Maria-Heiliges-Gewissen-der-sakrosankten-Archive!‹ oder einfach nur ›Heiliges-Gewissen‹, das kommt ganz auf den Tag an, es gibt

Varianten, ständig erfindet er neue. Ich weiß genau, daß sie mich untereinander so nennen: ›Heiliges-Gewissen-der-Archive‹. Wenn er diese Scherze weiter treibt, wird er mich noch zwingen, ihm die Benutzung hier zu untersagen. Ich habe ihn gewarnt, aber er macht weiter, man könnte meinen, er schert sich nicht drum. Und wenn ich es täte, wären die beiden anderen wütend.«

Sie lachte kurz.

»Erzählen Sie diese Kindereien bloß nicht weiter. Ich weiß übrigens selbst nicht, warum ich Ihnen das alles erzähle. Nun, so sind sie eben.«

»Sie sollten noch aufmerksamer sein, Signora. Sie müssen die geringste Unaufmerksamkeit vermeiden, die es dem Dieb erlauben würde, sein Vorhaben auszuführen. Kommt es vor, daß Sie den Zugang zum geschlossenen Magazin unbeaufsichtigt lassen?«

»Signore, in den Archiven sind ›Unaufmerksamkeiten‹ nicht gestattet. Seit dreißig Jahren ist mir hier nicht die geringste Bewegung entgangen. Selbst wenn ich arbeite, habe ich von meinem Schreibtisch aus alle Bibliotheksbesucher im Blick. Wenn sich irgend etwas tut, spüre ich es sofort. Zum Beispiel gibt es Dokumente, die man nur mit der Pinzette anfassen darf, um sie nicht zu beschmutzen. Nun, wenn jemand auch nur einen Fingernagel daraufsetzt, merke ich das.«

Valence nickte. Maria war wie ein abgerichtetes Tier. Seit dreißig Jahren hatte sie alle Energie ihrer fünf Sinne darauf verwandt, über die Bibliothek zu wachen. Auf der Straße war sie bestimmt hilflos wie ein Maulwurf an der frischen Luft, aber hier war es tatsächlich schwer vorstellbar, wie jemand ihrer Wahrnehmung hätte entgehen können.

»Ich glaube Ihnen«, sagte Valence. »Dennoch, wenn

etwas Unnormales vorfallen sollte ...«

»Aber es fällt nichts Unnormales vor.«

Valence lächelte und ging. Maria konnte sich nicht vorstellen, daß in der Vaticana gestohlen wurde. Das war normal. Das war, als ob man versucht hätte, sie persönlich zu entehren. Und da niemand den Eindruck machte, Maria entehren zu wollen, stahl auch niemand in der Vaticana. Das war logisch.

Draußen wurde es allmählich sehr heiß. Valence trug einen Anzug aus dunklem Tuch. Manche Römer hatten das Jackett ausgezogen und es sich über den Arm gelegt, aber Valence lief lieber im Schatten als ohne Jackett. Er hatte es nicht einmal aufgeknöpft, das kam gar nicht in Frage.

Er ging zu Ruggieri, der bei heruntergelassenen Jalousien in seinem Büro saß, die Ärmel bis zu den Ellbogen hochgekrempelt. Die Arme des Italieners waren mager und häßlich, und er entblößte sie trotzdem. Valence schämte sich seiner Arme nicht, sie waren kräftig und wohlgeformt, aber deswegen hätte er sie noch lange nicht gezeigt. Er hätte das Gefühl gehabt, sich zu schwächen, seinen Gesprächspartnern ein Terrain instinktiven Einverständnisses zu bieten, das er mehr als alles andere fürchtete. Solange man nicht gezeigt hat, daß man Arme hat, kann niemand wirklich sicher sein, daß man welche hat, und das ist das beste Mittel, Distanz zu wahren.

Ruggieri schien ihm wegen des Vorabends im Leichenschauhaus nicht böse zu sein. Er bot ihm eilig einen Platz an.

»Wir stehen kurz vor dem Ziel, Monsieur Valence!« sagte er und streckte sich. »Heute morgen haben wir etwas

Wunderbares herausgefunden!«

»Was ist passiert?«

»Sie hatten gestern abend recht. Madame Valhubert hatte mich etwas durcheinandergebracht. Trotzdem schade, daß Sie ihren Auftritt im Leichenschauhaus verpaßt haben. Einen solchen Auftritt an so einem Ort habe ich noch nicht erlebt. Was für ein Gesicht, was für ein Gebaren, mein Gott! Stellen Sie sich vor, ich wußte nicht mal mehr, wie ich meine Sätze formulieren sollte, dabei bin ich nicht gerade eine verlegene Natur, Sie werden das gemerkt haben, denke ich. Ich würde ihr nie näher als auf drei Meter kommen, außer um ihr einen Mantel über die Schultern zu legen. Oder, natürlich, sie würde mich darum bitten! Und selbst in dem Fall, Monsieur Valence, selbst in dem Fall bin ich sicher, daß ich verlegen wäre, unglaublich, was?«

Ruggieri lachte und blickte in Valences starres Gesicht.

»Und? Hat sie Sie gebeten?« fragte Valence.

»Worum?«

»Sich ihr zu nähern?«

»Aber nein!«

»Warum reden wir dann darüber?«

»Ach, ich weiß nicht, einfach so.«

»Und haben Sie Lust, von ihr darum gebeten zu werden?«

»Aber nein. Das gehört sich nicht bei Ermittlungen. Aber ich frage mich, ob sie mich vielleicht nach den Ermittlungen bitten würde ...«

»Nein.«

»Was nein?«

»Nein, sie wird Sie nicht darum bitten.«

»Ach so.«

Konnte der Typ nicht wie alle sein? Entnervt wich Ruggieri seinem Blick aus, nahm das Telefon und befahl, man möge ihm etwas zum Mittagessen bringen. Dann zog er ein Foto aus der Schublade. Beim Schließen der Schublade machte er großen Lärm. Man kann einem Blick Lärm entgegensetzen, manchmal klappt das.

»Da! Ein Foto von Madame Valhubert bei der Identifizierung der Leiche ... Ziemlich gelungen, nicht wahr?«

Valence schob das Foto mit der Hand zurück. Auch er war genervt. Er stand auf, um zu gehen.

»Möchten Sie nicht wissen, was wir heute morgen herausgefunden haben?« fragte Ruggieri.

»Ist es entscheidend? Oder handelt es sich immer noch um Ihr amouröses Erstaunen?«

»Es ist etwas ganz Fundamentales. Aus Neugier habe ich mich nach dem Freundeskreis der drei Kaiser erkundigt. Darunter ist eine junge Frau, die sie regelmäßig treffen, sie heißt Gabriella.«

»Ja, und?«

»Gabriella Delorme. Sie ist die leibliche Tochter von Laura Valhubert, geborene Laura Delorme.«

Man sah es kaum, aber Valence war getroffen. Ruggieri sah, wie sein Adamsapfel zuckte.

»Was sagen Sie dazu?« fragte er lächelnd. »Möchten Sie eine Zigarette?«

»Ja. Fahren Sie fort.«

»Gabriella ist also schlicht die Tochter von Laura Valhubert und wurde als Kind eines unbekannten Vaters sechs Jahre vor der Heirat ihrer Mutter geboren. Ich habe das alles im Geburtenregister überprüft. Laura Delorme

hat das Kind anerkannt und es in, offen gestanden, recht luxuriösen Heimen und Internaten aufziehen lassen. Als sie nach Paris ging, hat sie die Vormundschaft über die kleine Tochter inoffiziell einem Freund übertragen, einem Priester, der so nett war, ihr zu helfen.«

»Einem Priester, der später Monsignore wurde und Lorenzo Vitelli heißt, vermute ich?«

»Treffer. Um fünf sind wir mit ihm im Vatikan verabredet.«

Von Valences Undurchdringlichkeit verunsichert, ging Ruggieri mit großen Schritten im Zimmer umher.

»Kurz gesagt«, fuhr er fort, »Laura Delorme hat dieses uneheliche Kind sehr früh bekommen. Sie hat es sechs Jahre lang so gut es ging verborgen und anlässlich der unerwarteten Heirat mit Henri Valhubert ihren treuen Freund damit beauftragt, sie abzulösen. Denn ganz gewiß hätte Valhubert die Heirat annulliert, wenn er davon erfahren hätte, das ist normal.«

»Wieso normal?«

»Ein Mädchen, das mit neunzehn ein Kind ohne Vater bekommt, legt nicht gerade ein hohes Maß an Sittlichkeit an den Tag, finden Sie nicht? Auf jeden Fall ist es kein gutes Zeichen für die Zukunft. Da zögert man schon, sie zu heiraten, vor allem, wenn man Valhuberts gesellschaftliche Stellung hat.«

Valence klopfte langsam mit den Fingern auf die Tischkante.

»Zum anderen,« fuhr Ruggieri fort »gibt einem das gehörig zu denken, was Monsignore Lorenzo Vitellis Vorstellungen von einem christlichen Gewissen angeht. Das Mädchen und ihr Kind zu schützen und ihr zu helfen, dem Gatten, angeblich ja sein Freund, jahrelang die Wahrheit zu verschweigen, ist schon etwas seltsam für einen

Priester, nicht?«

»Lorenzo Vitelli erweckt nicht den Eindruck, ein gewöhnlicher Priester zu sein.«

»Das befürchte ich.«

»Das schätze ich.«

»Wirklich?«

Da Valence nicht antwortete, kehrte Ruggieri an den Schreibtisch zurück und wagte es, ihm direkt ins Gesicht zu sehen.

»Wollen Sie damit sagen, daß Sie sich an der Stelle des Bischofs genauso verhalten hätten?«

»Ruggieri, versuchen Sie, auch mein moralisches Verhalten zu testen, oder versuchen Sie den Fall zu lösen?«

Nein, ganz entschieden, diesem verdammtten Blick konnte man nicht standhalten. Valence hatte die Lippen zusammengepreßt, und sein Gesicht war starr. Wenn er kurz den Blick aus seinen hellen Augen hob, blieb einem wirklich nichts anderes mehr übrig, als knapp daran vorbeizusehen. Sollte der Kerl sich doch zum Teufel scheren. Ruggieri nahm seine Runden durch das Zimmer wieder auf, um weitersprechen zu können.

»Faktisch haben sich damit alle Gegebenheiten der Ermittlung verändert. Der Fall des gestohlenen Michelangelo könnte tatsächlich nichts anderes als ein Vorwand sein, hinter dem sich sehr viel kompliziertere Machenschaften verbergen. Sie und Ihr Minister werden Schwierigkeiten haben, das alles zu unterdrücken, glauben Sie mir. Denn nehmen wir einmal an, daß Claudius Valhubert über das Geheimnis seiner Stiefmutter Bescheid wußte, was ich vermute, dann hätte er seinen Vater aus dem Weg räumen können, um Laura zu schützen, die er

vergöttert. Dieses Vergöttern ist übrigens gut verständlich. Und auch Gabriella hätte es tun können.«

»Wozu?«

»Weil Laura Valhubert, die bislang über kein eigenes Vermögen verfügt, beim Tod ihres Mannes ein beträchtliches Erbe erhält. Es ist klar, daß ihr Stiefsohn davon profitieren wird, genau wie die Tochter, die endlich aus dem Schatten heraustreten und ihr Versteck in Trastevere verlassen kann, ohne Vergeltungsmaßnahmen ihres Stiefvaters befürchten zu müssen. Bedenken Sie, daß Henri Valhubert ein gewaltiges Hemmnis in ihrem Leben war. Allerdings setzt das voraus, daß Henri Valhubert kürzlich von der Existenz dieser Gabriella erfahren hat. Der Rest der Familie muß das mitbekommen haben und aufgeschreckt worden sein. Denn wenn Valhubert nach der Entdeckung beschlossen hätte, sich scheiden zu lassen, wäre es mit Lauras und Gabriellas ruhiger Zukunft aus gewesen. Sie wären augenblicklich wieder im Elend einer römischen Vorstadt gelandet. Aber man müßte beweisen, daß Henri Valhubert das entdeckt hat.«

»Ich kümmere mich darum«, erklärte Valence.

Ruggieri kam nicht einmal mehr dazu, ihm die Hand zu geben. Die Tür seines Büros wurde heftig zugeschlagen. Seufzend nahm er den Telefonhörer ab und bat um ein Gespräch mit seinem Vorgesetzten.

»Irgend etwas stimmt mit diesem Franzosen nicht.«

Valence kehrte rasch ins Hotel zurück und bat, man möge ihm das Mittagessen auf dem Zimmer servieren. Seine Kiefer schmerzten, was daran lag, daß er die ganze Zeit die Zähne zusammengepreßt hatte. Er versuchte sie zu lösen und das Kinn zu entspannen, aber sie zogen sich ganz von allein wieder zusammen. Entgegen dem allgemeinen Glauben können Kiefer von Zeit zu Zeit ein Eigenleben führen, ohne einen zu fragen, und dieser Ungehorsam ist durchaus nicht angenehm. Wie hätte Henri Valhubert plötzlich Gabriellas Existenz entdecken können? Es war nicht allzu schwierig, sich das vorzustellen.

Er saß auf der Bettkante, zog das auf dem Boden stehende Telefon zu sich heran und bekam ohne große Schwierigkeiten die Telefonnummer der Privatsekretärin von Henri Valhubert heraus. Sie war eine flinke Person und verstand, was Valence suchte. Sie sagte, sie würde zurückrufen, sobald sie die Informationen hätte. Er schob das Telefon mit dem Fuß zurück. In einer Stunde oder vielleicht zwei hätte er die Antwort. Und wenn sie wäre, wie er vermutete, würde das für niemanden sehr angenehm werden. Er fuhr sich mit den Fingern durchs Haar und ließ den Kopf auf die Hände sinken. Es war ein Fehler gewesen, den Auftrag anzunehmen, denn jetzt hatte er durchaus keine Lust mehr, die Angelegenheit niederzuschlagen, im Gegenteil. Ihn hatte ein Bedürfnis gepackt, es herauszufinden, das ihn vor Ungeduld wütend machte. Und er hatte keine Lust, die Wahrheit, die er ahnte, verstohlen in Édouard Valhuberts Hände zu legen. Im Gegenteil, er hatte Lust zu sagen, was er wußte, es

herauszuschreien, er hatte Lust, diese Ermittlung zu Ende zu führen, damit sie all ihre Schändlichkeit erbrechen würde, ihren tragischen Lärm, ihre heißen Tränen, all ihr Gedärm. So war das. Was war bloß los mit ihm? Er fühlte sich brutal und mordlustig, das beunruhigte ihn. Dieses Verlangen nach einem Drama war ungewöhnlich für ihn, und sein eigenes, kaum beherrschtes Schaudern erschöpfte ihn. Er konnte immer noch versuchen, etwas zu essen und zu schlafen, bevor er sich mit Ruggieri im Vatikan traf. Liebend gern hätte er Ruggieri umgebracht.

Bischof Lorenzo Vitelli sah abwechselnd Ruggieri und Valence an, die sich ihm gegenüber gesetzt hatten. Die beiden paßten nicht gut zusammen. Valences allzu strenge Entschlossenheit und Ruggieris allzu legere Ungezwungenheit machten die Dinge zwischen den beiden Männern gewiß nicht einfacher. Einstweilen schienen beide sich etwas von ihm zu erhoffen.

»Wenn es um die Liste der ständigen Bibliotheksbenutzer geht – dazu bin ich noch nicht gekommen«, begann Vitelli.

»Ich habe einen offiziellen Besuch am Hals und muß das gesamte Protokoll organisieren. Das läßt mir nicht viel Freiraum für Ihre Ermittlungen.«

»Was für eine Liste?« fragte Ruggieri.

»Die der häufigen Benutzer der Bibliothek«, erklärte Valence.

»Ach so, ja. Das sehen wir später. Heute geht es um etwas anderes.«

Instinktiv ging der Bischof in die Defensive. Dieser Polizist nahm eine eroberungslustige Attitüde an, die ihm nicht gefiel und hinter der ein irgendwie reines Gewissen stand, von dem er sich nichts Gutes erwartete.

»Ist etwas mit den Jungen?« fragte er.

»Nein, es geht nicht um die Jungen. Es geht um ein Mädchen.«

Ruggieri wartete auf eine mögliche Reaktion des Bischofs, aber Vitelli sah ihn an, ohne etwas zu sagen.

»Es geht um Gabriella Delorme, Monsignore.«

»Ah! Da sind Sie schon angekommen«, bemerkte Vitelli seufzend. »Und, was ist mit Gabriella? Macht sie Ihnen Sorgen?«

»Sie ist die leibliche Tochter von Laura Valhubert, empfangen sechs Jahre vor deren Heirat.«

»Na und? Das ist für niemanden ein Geheimnis. Die Kleine wurde legal unter dem Namen ihrer Mutter im Geburtenregister eingetragen.«

»Ein Geheimnis für niemanden außer für Henri Valhubert natürlich.«

»Natürlich.«

»Finden Sie das normal?«

»Ich weiß nicht, ob das normal ist. Es ist nun mal so, das ist alles. Ich nehme an, Sie erwarten, daß ich Ihnen die Geschichte erzähle, nicht wahr?«

»Bitte, Monsignore.«

»Habe ich aber ein Recht dazu?«

Vitelli stand auf und zog ein kleines Album aus dem Bücherregal. Er blätterte schweigend darin, dann trommelte er mit den Fingern auf den Einband.

»Andererseits hat das jetzt, nach Henris Tod, keine so große Bedeutung mehr«, sagte er dann. »Überhaupt keine Bedeutung mehr. Es gibt an dieser Geschichte nichts, was es verbieten würde, sie zu erzählen. Sie ist einfach nur ein bißchen traurig, und vor allem sehr gewöhnlich.«

»Vor allem ist es die Geschichte einer unehelichen Geburt und einer minderjährigen Mutter, Monsignore«, bemerkte Ruggieri.

Vitelli schüttelte müde den Kopf. Bei der Vorstellung, wie viele Ruggieris überall auf der Erde herumlaufen, fühlte er sich plötzlich tief betrübt. Allein in diesem Moment wurden bestimmt mehrere tausend Ruggieris geboren, die später die ganze Welt nerven würden.

»Herr Polizeiinspektor«, sagte Vitelli langsam und prononciert. »Ist Ihnen klar, daß man sehr genau hinsehen muß, bevor man die Regeln des göttlichen Worts so schonungslos anwendet? Was, glauben Sie, ist die Theologie? Ein Exekutionshof? Was, glauben Sie, ist meine Aufgabe? Belohnungen hinterherzujagen?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte Ruggieri.

»Er weiß es nicht«, seufzte der Bischof.

Ruggieri hatte ein Notizbuch gezückt und erwartete die Geschichte. Was der Bischof denken mochte, war ihm vollständig egal, ihn interessierte allein die Geschichte von Laura Valhubert.

»Sie wissen, daß Laura vier Jahre jünger ist als ich und ich sie von Kindesbeinen an kenne«, begann Vitelli. »Wir wohnten in einem Außenbezirk von Rom in zwei aneinandergrenzenden Elendsquartieren. Zehn Jahre haben wir uns allabendlich auf dem Bürgersteig getroffen und miteinander geredet. Im Alter von fünfzehn Jahren begann mich das religiöse Leben zu locken, Laura dagegen hatte gänzlich andere Absichten. Übrigens war sie von meinen Vorhaben überhaupt nicht begeistert. Das wurde unter uns sogar zum Scherz. Ich konnte keine Zigarette mehr rauchen und mich an keiner Prügelei auf der Straße mehr beteiligen, ohne daß sie gesagt hätte: ›Lorenzo, ich seh dich nicht als Pfarrer, nein, wirklich nicht.««

Der Bischof lachte.

»Und vielleicht hatte sie nicht mal unrecht, da mich auch Signor Ruggieri nicht als Pfarrer sieht, nicht wahr? Dennoch lag mir daran, und ich habe mich auf das Priesteramt vorbereitet. In dieser Zeit wurde sie immer schöner, so schön, daß die Leute es schließlich bemerkt haben und es sich herumgesprochen hat. Unaufhörlich tauchten Männer auf, die mit ihr ausgehen wollten, Jungen aus dem Viertel und auch Jungen ›aus der Stadt‹, darunter ein paar sehr reiche. Laura fragte mich immer nach meiner Meinung über die Neuen, was ich von ihrem Gesicht, von ihrem Körper hielt und wie hoch ich ihre Erbschaft einschätzte, und zwar auf ein paar tausend Lire genau. Mit diesen abendlichen Berechnungen – noch immer auf demselben Bürgersteig – haben wir uns sehr amüsiert. Laura war eher distanziert und verstand es perfekt, mit ihrer herausfordernden und sich wieder entziehenden Verführung zu spielen. Aber im Grunde beeindruckte der Reichtum sie. Das schlichteste neue Auto entlockte ihr Freudenschreie. Ich hatte Angst, daß einer der ›Erben‹ – so nannten wir sie, den Erben A, den Erben B, den Erben C, D, E, F, und so weiter – eines Tages ihre tatsächliche Naivität ausnutzen würde. Gelegentlich habe ich sie gewarnt. ›Lorenzo, sei nicht so sehr Pfarrer‹ war das einzige, was sie dann antwortete.«

»Wie viele solcher ›Erben‹ umschwärmten Laura?«

»Ich glaube, wir sind bis zum Buchstaben J gekommen, einschließlich der kleineren Vermögen. Ich erinnere mich noch gut an F: Er hätte sein Ziel beinahe erreicht, wurde aber von seinem Vater zurückgepiffen, bevor etwas Irreparables geschehen wäre. Laura gefiel reichen Familien nicht. Was nichts daran ändert, daß die Geschichte mit F so ernst war, daß Laura einen ganzen Monat lang geschluchzt hat.«

»Könnten Sie sich nicht an die Namen erinnern?«

»Bestimmt nicht. Selbst Laura kannte sie nicht alle.«

»Waren Sie eifersüchtig?«

Vitelli seufzte. Ja, Tausende von Ruggieris zogen durch die Welt. Schwachköpfe in jedem Winkel der Erde.

»Signor Ruggieri«, erklärte er mit leichter Ungeduld und indem er sich zu ihm hinüberbeugte, die Hände im Gürtel seiner Robe, »falls Sie mich gerade fragen, ob ich Laura gern hatte, so ist die Antwort: Ja. Sie ist heute, in dem Moment, da ich mit Ihnen rede, immer noch Ja, und sie wird auch morgen noch Ja sein. Falls Sie mich fragen, ob ich in Laura verliebt war, ist die Antwort: Nein. Sie denken natürlich, daß ich Sie anlüge und es nicht normal ist, daß der junge Mann, der ich damals war, nur brüderliche Zuneigung für ein Mädchen wie Laura empfand. Ich bin daher gezwungen, Sie auch gleich zu beruhigen, indem ich Ihnen sage, daß ich damals in eine andere Frau verliebt war. Ja, Herr Inspektor. Und es hätte nur wenig gefehlt, und ich hätte ihretwegen das Priesteramt fahren lassen, aber so haben sich die Dinge nicht entwickelt. Ich bin im Orden geblieben. Sie können sich nach Belieben erkundigen, wenn es Sie verlockt, ich verstecke mich nicht mit dieser Geschichte. Liebe zu erfahren erscheint mir übrigens eine unerläßliche Prüfung, wenn man die Absicht hat, später anderen Ratschläge zu erteilen. Kann ich jetzt mit Lauras Geschichte fortfahren?«

»Ich bitte Sie«, brummte Ruggieri.

Der Blick des Bischofs wandte sich von dem Polizisten ab.

»Unter all diesen Erben also«, fuhr Vitelli fort und setzte sich wieder, »gab es mehr oder weniger schwierige Fälle. C und H schienen mir besonders gefährlich. Eines Abends auf dem Bürgersteig erklärte mir Laura, sie sei schwanger.

Es sei in der Nacht nach einem Fest in Rom passiert, und sie kenne nicht einmal den Namen des Jungen. Sie hat nach ihm gesucht, ihn aber nicht wiederfinden können. Sie war neunzehn, ohne Geld und ohne Beruf. Ich habe mich oft gefragt, ob Laura mir wirklich die ganze Wahrheit gesagt hat und ob sie den Namen des Vaters tatsächlich nicht wußte. Vielleicht war es einer der Erben, der sie eingeschüchtert und bedroht hatte, damit sie schwieg. Lauras Familie war geradezu unterwürfig katholisch und nahm die Sache tragisch. Zu der Zeit war ich bereits Priester geworden, und es gelang mir, ihre religiösen Ängste ein wenig zu beruhigen. Laura hat also ihre Tochter, Gabriella, zu Hause bekommen, und das Kind wurde auf Anordnung von Lauras Vater sofort in eine Einrichtung gegeben, um es vor der Nachbarschaft und den Erben zu verbergen. Sechs Jahre später beschloß Laura, Henri Valhubert zu heiraten. Ich hatte Henri während seines Aufenthalts an der École française in Rom kennengelernt und die beiden miteinander bekannt gemacht. Laura flehte mich an, ihm nichts von Gabriella zu erzählen. Sie sagte, sie werde es später tun. Es stimmt, ich war mir nicht sicher, ob Henri die Situation hinnehmen würde, aber ich war mit Lauras Entscheidung nicht einverstanden. Der Schatten, in dem Gabriella leben mußte, gefiel mir nicht. Aber schließlich war es Sache der Mutter, das zu entscheiden, nicht wahr? Ein paar Tage vor ihrer Abreise nach Paris suchte mich Laura spät in der Kirche auf, in der ich damals die Messe las, etwa hundert Kilometer von Rom entfernt. Sie wollte, daß ich während ihrer Abwesenheit auf ihre Tochter achte. Sie sagte, nur in mich habe sie Vertrauen, und die Kleine würde mich schon so lange kennen. Laura war erschütternd in ihrer Bitte, und natürlich habe ich eingewilligt. Ich wäre nicht mal auf die Idee gekommen, abzulehnen. In

Absprache mit Laura habe ich dann die besten Schulen für Gabriella ausgesucht. Nach und nach habe ich sie in Einrichtungen untergebracht, die sich in der Nähe meiner verschiedenen Pfarrstellen befanden. Als ich in den Vatikan berufen wurde, habe ich sie nach Rom kommen lassen. Laura kam sie regelmäßig besuchen, aber ich war es, der sich im Alltag um Lehrer, Ärzte, Ausflüge und so weiter kümmerte. Heute ist sie vierundzwanzig Jahre alt und mehr oder weniger meine eigene Tochter geworden. Ich bin ein Bischof mit Vaterfreuden ... und das gefällt mir recht gut. Aufgrund von Lauras herrischem Willen, der sich nie gewandelt hat, wurde Henri gegenüber nie etwas darüber geäußert, davon abgesehen aber ist alles ohne Heimlichtuerei vor sich gegangen. Alle meine Kollegen hier wissen von Gabriella wie auch von ihrer vorehelichen Geburt, und Gabriella selbst kennt ihre Geschichte ebenfalls. Da Sie es ohnehin bald erfahren werden, kann ich Ihnen gleich sagen, daß auch Claudius Valhubert weiß, wer Gabriella ist. Seit er in Rom studiert, sind sie unzertrennlich. Und was Claudius weiß, wissen natürlich auch Tiberius und Nero.«

»Ja, es haben sich alle sehr gut arrangiert, um aus Henri Valhubert den Betrogenen zu machen«, bemerkte Ruggieri.

»Ich sagte es Ihnen: Ich war mit Lauras Entscheidung nicht einverstanden. Wenn Sie jetzt denken, ich hätte mich zum Komplizen eines schweren Übels gemacht, als ich einwilligte, dem Kind auch unter diesen Umständen zu helfen, ist das Ihre Sache. Ich würde dasselbe wieder tun, wenn es noch einmal zu entscheiden wäre.«

»War Ihnen das Ihrem Freund Henri Valhubert gegenüber nie unangenehm?«

»Nie. Was ging es ihn denn an? Hätte er davon erfahren, wäre er durchaus der Mann gewesen, sich deswegen

entehrt zu fühlen, und das hätte nichts gebessert. Vielleicht gibt es in Lauras Verhalten auch Dinge, die wir nicht wissen: die Sorge, zum Beispiel, ihr Mann könnte den Vater des Kindes ausfindig machen wollen, um ihn dann zu bedrohen. Oder stellen Sie sich vor, Laura kennt diesen Vater, entgegen ihrer steten Aussage, und fürchtet ihn. Wissen Sie, in solchen Angelegenheiten ist alles möglich. So war es zweifellos schon besser, zu tun, was sie getan hat, nämlich die Dinge sich langsam setzen zu lassen, anstatt das Innerste nach außen zu kehren.«

»Sie haben merkwürdige Ansichten, Monsignore.«

»Das liegt daran, daß da oben die Luft kräftiger ist«, bemerkte Vitelli lächelnd. »Hier, nehmen Sie das, darin finden Sie ein paar Fotos von Laura und ihrem Kind.«

Lorenzo Vitelli sah zu, wie der Polizist das Album durchblättert. Valence warf über dessen Schulter einen Blick hinein. Es gefiel dem Bischof nicht, daß die Polizei sich Gabriella derart näherte. Hatten sie die Absicht, sie zu verhören?

»Warum die ganze Aufregung?« fragte er Ruggieri. »Ist es so außergewöhnlich für eine Frau, eine Tochter zu haben?«

»Nehmen wir an, Henri Valhubert wäre nicht wegen des Michelangelo nach Rom gekommen, sondern weil er von Gabriella Delormes Existenz erfahren hätte. Das würde seine überraschende Reise erklären, die, so scheint es, überhaupt nicht zu seinen sonstigen Gewohnheiten paßte. Nehmen wir an, er hätte andere hinter das Licht führen wollen, indem er vermeintlich kam, um in der Vaticana nachzuforschen, in Wirklichkeit aber die Herkunft Gabriellas überprüfen wollte. Der Skandal, der damit drohte, hätte Laura Valhubert irreparablen Schaden zugefügt. Henri hätte sich scheiden lassen. Sie wissen

genau, daß Madame Valhubert keinen Sou besitzt.«

»Als ihr Mann umgebracht wurde, war Laura in Frankreich«, wandte Vitelli ein.

»Natürlich, sie ist nicht schuldig. Aber Laura Valhubert ist nicht irgend jemand, es gibt viele Menschen, die ihr sehr ergeben sind. Nicht wahr, Monsignore? Claudius oder Gabriella beispielsweise wären bereit, sehr viel zu tun, um sie zu schützen. Hinzu kommt, daß sie beide eine Rechnung mit Henri Valhubert offen hatten und durch seinen Tod überdies auch noch reich werden. Nun, all das fügt sich zusammen und kann durchaus zu einem Mord bewegen.«

Der Bischof hatte sich erneut erhoben und überragte den Polizisten. Wieder drückte er die Hände an den lila Gürtel seiner Robe. Valence sah ihn mit Wohlgefallen an und fand ihn schön in dieser etwas kriegerischen Haltung.

»Erdreisten Sie sich, Gabriella zu beschuldigen?« fragte Vitelli.

»Ich sage nur, daß sie ausgezeichnete Gründe hatte.«

»Das ist zuviel.«

»Das ist die Wahrheit.«

»Am Abend des Festes war sie bei einem Freund, das weiß ich.«

»Nein, Monsignore. Ich muß Sie enttäuschen, aber der Sohn der Hausmeisterin hat sie am Abend des Mordes auf der Piazza Farnese gesehen. Er wollte sie ansprechen, aber Gabriella schien ihn nicht zu erkennen.«

Ruggieri war ein wenig leiser geworden. Er hatte die Stimme gesenkt und instinktiv die Hand ausgestreckt, wie um Vitellis Reaktion abzuwehren. Er bedauerte, anfangs so schroff gewesen zu sein, denn nun sah er den echten Schmerz auf dem Gesicht des Bischofs, und das war ihm

unangenehm. Er hätte seine Worte gern rückgängig gemacht, um die Dinge anders zu formulieren.

»Gehen Sie«, sagte Vitelli. »Gehen Sie, alle beide! Sie haben, was Sie wollen.«

Langsam verließen Ruggieri und Valence den Raum. Die Stimme des Bischofs rief sie noch einmal zurück, als sie die Treppe hinuntergingen. Sie wandten sich um.

»Aber ich habe Ihnen gesagt, daß ich eine Spur habe!« rief Vitelli ihnen zu. »Ich werde Ihnen den Dieb aus der Vaticana finden, und Sie werden begreifen, daß er auch Henris Mörder ist! Hören Sie, Ruggieri? Sie Polizist sind nur Mittelmaß! Und Sie verwandeln Gold in Blei!«

Der Bischof trat von der Balustrade zurück und verschwand mit großen Schritten. Die Tür des Arbeitszimmers schlug heftig zu. Ruggieri blieb erstarrt auf seiner Treppenstufe stehen und griff nach dem Geländer, Er verwandelte Gold in Blei.

Als er sich nach Valence umsah, war dieser ohne jede Erklärung verschwunden.

Richard Valence war auf direktem Weg ins Hotel zurückgegangen. Am frühen Abend verließ er es in kämpferischer Laune. Er hatte mehrere Stunden telefoniert und die erhaltenen Informationen, die sich wie von selbst seinem Verständnis darboten, miteinander verknüpft. Er hatte nur die richtige Perspektive einnehmen müssen, und schon hatte sich das Unerklärliche in eine Abfolge von Klarheiten verwandelt. Das Ergebnis war endgültig und von tödlicher Einfachheit. Niemand schien daran gedacht zu haben. Und doch hatte er Ruggieri, wenn man recht überlegte, bereits bei ihrer ersten Begegnung den Schlüssel dazu geliefert.

Gerade eben hatte er ihm die Erlaubnis abgerungen, ihn überholen zu dürfen und die drei Kaiser als erster zu befragen. Zunächst hatte Ruggieri entschieden abgelehnt. Aber Valence verstand es, fast jeden Widerstand zu überwinden, weil sein eigener Widerstand aus einem Block gehauen war, ohne jene Bruchlinien, die die anderen unter Druck oder dem Einfluß der Zeit nachgeben ließen. Ruggieri hatte immerhin zehn Minuten gebraucht, um sich zu ergeben. Das war lang. Ruggieri war ein kleiner, hartnäckiger Polizist.

Im spiegelnden Lack eines Autos zog Valence die Krawatte fester und warf sein Haar nach hinten. Er fühlte sich Herr seiner selbst, und trotz des nachsichtigen Porträts, das der Bischof von den drei Kaisern gezeichnet hatte, rührten sie ihn nicht. Um genau zu sein, stand er solcherart exemplarischen Freundschaften mißtrauisch gegenüber.

Die Eingangstür war nicht sehr hoch, und er zog beim Betreten der Wohnung den Kopf ein. Claudius hatte ihm geöffnet und ihn in einem überladenen Raum allein gelassen, dessen Funktion unbestimmbar war, wahrscheinlich das gemeinsame Zimmer, eingerichtet nach den Marotten aller drei. Claudius hatte sich entschuldigt und war gegangen, um bei Nero und Tiberius zu klopfen. Valence hatte Claudius' Art sofort verstanden. Ein hübsches, aber fiebriges Gesicht, eine sehr schmale Silhouette, die ein Viertel von der seinen ausmachen dürfte. Er hatte den Eindruck, er könne ihn mit dem Handrücken beiseite fegen, Claudius habe keine Wurzel, die ihn auf der Erde halten würde.

Mit gedrechselten, ironischen Schritten kam ihm Nero entgegen. Er verbeugte sich, indem er eine unsichtbare Toga um sich schlang, gab ihm jedoch nicht die Hand.

»Haben Sie bitte die Nachsicht, die Augen vor meiner Aufmachung zu verschließen«, sagte er mit lauter Stimme.

»Die Plötzlichkeit Ihres Besuchs ließ mir nicht die Muße, dem Anlaß angemessen zu erscheinen.«

Nero trug Shorts. Das war alles, was er anhatte.

»Ja«, sagte Nero, »Sie haben recht, ich bin unbehaart. Und das erstaunt Sie, weil das bei einem Typen meines Alters selten ist. Ich finde es hübsch. Sagen wir, es ist speziell. Ja, genau, es ist speziell. In Wahrheit ist es nur Schein, ich lasse mich epilieren. Aber beruhigen Sie sich, sobald ich die römische Welt wieder verlassen haben werde, was, fürchte ich, nicht so bald der Fall sein wird, werde ich mich dieser Fron entledigen. Denn es ist eine Fron, stellen Sie sich vor. Sie müssen sich auf mein Wort verlassen, denn ich bezweifle, daß Sie den Versuch je gewagt haben. Das Epilieren ist interessant, aber es dauert seine Zeit und ist bisweilen recht schmerzhaft.

Glücklicherweise wiegt die Entschädigung das auf. Derart vorbereitet und für den äußeren Schein etwas nackter, als Sie mich jetzt sehen, stelle ich mich in Museen zur Schau. Ganz richtig. Ich steige auf einen Sockel und nehme eine Pose ein. Die Leute scharen sich um mich, bewundern mich, geben liebenswürdige Kommentare ab, die mich überreich für mein Opfer entlohnem.«

»Nero, mein Lieber, du interessierst den Herrn nicht.«

»Ah! Tiberius. Tritt ein, Tiberius. Das mag daran liegen, daß der Herr sich vielleicht nicht für antike Statuen interessiert. Tiberius, erlaube mir, daß ich ihn dir vorstelle ...«

»Nicht nötig«, unterbrach ihn Valence. »Wir kennen uns bereits.«

»Eine Begegnung bei irgendeiner Orgie?« fragte Nero und ließ sich in einen Sessel fallen.

Tiberius stand an die Wand gelehnt, die Arme vor der Brust verschränkt, er sah Richard Valence an und lächelte kaum merklich. Er war immer schwarz gekleidet, und das war neben seinem Freund Nero ein seltsames Schauspiel.

»Ja«, sagte Valence langsam, während er sich eine Zigarette anzündete. »Kaiser Tiberius folgt mir seit meiner Ankunft. Sehr höflich, übrigens, und ohne sich zu verstecken. Ich habe mir noch nicht einmal die Mühe gemacht, ihn nach dem Grund zu fragen.«

»Dabei ist er ganz einfach«, bemerkte Nero seufzend.

»Sie gefallen ihm, ich sehe keinen anderen Grund. Er liebt sie. Nicht wahr, Tiberius?«

»Ich weiß es noch nicht«, antwortete Tiberius, noch immer kaum merklich lächelnd.

»Was habe ich Ihnen gesagt?« fuhr Nero fort. »Im Grunde gesteht man Liebe ja nie ein, alle Welt weiß das. Außerdem

ist Tiberius ein sehr empfindlicher Junge, der ...«

Claudius schlug heftig auf den Tisch. Alle wandten sich gleichzeitig nach ihm um.

»Seid ihr bald fertig mit eurem Blödsinn?« brüllte er. »Ich vermute, Sie sind nicht hier, um Neros Wahnvorstellungen zu analysieren, Herr Sondergesandter? Also, wenn Sie schon gemein sein müssen, dann seien Sie es sofort, verdammt! Was haben Sie in Ihrer Tasche, was in Ihrem Kopf? Scheiße? Sehr gut! Also los, raus damit, verdammt!«

Tiberius sah seinen Freund an. Claudius war bleich, seine Stirn schweißnaß, er hatte sich gewiß nicht die Zeit genommen, seinen Gesprächspartner richtig einzuschätzen. Diesem war nicht mit Ungeduld und Beschimpfungen beizukommen. Valence war stehen geblieben und stützte sich mit beiden Händen auf einen Tisch hinter sich. Tiberius sah ihn jetzt aus einer Nähe, die ihm während seiner Beschattungen nicht möglich gewesen war. Valence war breit und kompakt, und sein Gesicht entsprach seinem Körper. All das bemerkte Tiberius, er sah aber auch, daß Claudius es nicht bemerkte. Tiberius sah, daß Valence sehr ungewöhnliche Augen hatte, von einem seltsamen Blau und einer prachtvollen Klarheit, und daß er sich ihrer bediente, um andere zu unterwerfen. Er sah, daß Claudius in seiner hysterischen Erregung diesem Valence volle Angriffsfläche bieten würde, und es war offensichtlich, daß er dem nicht gewachsen wäre. Tiberius stellte sich rasch zwischen die beiden, bot Valence an, sich zu setzen, und setzte sich seinerseits. Valence war ein Mann, den man besser sitzend vor sich hatte.

»Warum sind Sie gekommen?« fragte Tiberius ruhig.

Valence hatte Tiberius' Schutzmanöver bemerkt und war ihm mehr oder weniger dankbar dafür.

»Sie drei haben es schlicht unterlassen, die Polizei über

die Existenz von Gabriella Delorme zu informieren«, erklärte er.

»Warum hätten wir das tun sollen?« schnaubte Claudius.

»Was hat das mit Papa zu tun? Was denn noch? Müssen wir unser ganzes Privatleben beichten? Wollen Sie auch noch die Farbe meines Schlafanzugs wissen? Ja?«

»Gott sei Dank trägt er keinen Schlafanzug, beruhigen Sie sich«, bemerkte Nero matt.

»Das stimmt«, räumte Claudius ein.

Diese heilsame Feststellung besänftigte ihn ein wenig.

»Bald werde ich den Beweis erbracht haben, daß Ihr Vater nicht wegen des Michelangelo nach Rom gekommen ist«, fuhr Valence fort. »Er hat von Gabriella erfahren und kam her, um zu begreifen und zu sehen, was man achtzehn Jahre lang vor ihm geheimgehalten hat. Alle drei sind Sie Komplizen von Laura Valhubert, Sie haben sich perfekt abgesprochen und ihn in einem fort angelogen.«

»Wir haben nicht gelogen«, erklärte Claudius. »Wir haben nur nichts gesagt. Das ist etwas ganz anderes. Schließlich ist Gabriella nicht seine Tochter.«

»So lautet auch Monsignore Vitellis Argument«, sagte Valence.

»Lieber Monsignore ...«, flüsterte Nero.

»Was treibt er so mit Gabriella?« fragte Valence.

»Er treibt Zuneigung«, erwiderte Tiberius brüsk.

»Nun, Monsieur Valence«, sagte Nero, erhob sich und drehte anmutig eine Runde durchs Zimmer. »Es ist Zeit, einzuschreiten, bevor Sie auf triviale Gedanken kommen. Denn Sie sind schon im Begriff, auf triviale Gedanken zu kommen. Der liebe Monsignore ist schön. Die liebe Gabriella ist schön. Der liebe Monsignore liebt Gabriella. Der liebe Monsignore vernascht Gabriella nicht.«

Tiberius verdrehte die Augen. Wenn Nero so anfang, war er kaum mehr zu stoppen.

»Der liebe Monsignore«, fuhr Nero fort, »kümmert sich seit sehr langer Zeit um Gabriella, nach allem, was man mir gesagt hat. Der liebe Monsignore kommt sie freitags besuchen, manchmal auch dienstags, man ißt ziemlich viel Fisch, aber sonst passiert nichts weiter. Vom Fisch abgesehen sind das reizende Abende, und der liebe Monsignore bringt uns eine Menge feinsten Kultur bei, die zu absolut nichts nütze ist, aber sehr angenehm. Wenn er geht, sehen wir ihm nach, wie er in seiner schwarzen Robe mit den lila Knöpfen die schmutzstarrende Treppe hinuntergeht, wir werfen den Fisch weg, holen das Fleisch raus und bereiten für den nächsten Tag unsere fürstliche Reden an das römische Volk vor. Was hat das alles mit Henri Valhubert und dem Gefleckten Schierling zu tun?«

»Durch Henri Valhuberts Tod erben Laura und Claudius den größten Teil seines Vermögens«, erklärte Valence.

»Gabriella tritt aus dem Schatten, Claudius tritt aus dem Schatten, alle treten aus dem Schatten.«

»Einfallsreich und originell«, bemerkte Nero angewidert.

»Mord ist selten originell, Monsieur Larmier.«

»Sie können mich Nero nennen. Ich mag bisweilen die Einfachheit – in manchen ihrer Formen.«

»Henri Valhubert war im Begriff, sich von Gabriellas Existenz zu überzeugen. Der Skandal stand unmittelbar bevor, die Scheidung von Laura war gewiß, der Verlust des Vermögens sicher. Hat Gabriella einen Freund?«

»Laß mich antworten, Nero, bitte«, mischte sich Tiberius rasch ein. »Ja, sie hat einen Freund. Er heißt Giovanni, ist ein Junge aus Turin mit gewissen Qualitäten, gefällt aber Monsignore nicht sehr.«

»Was wirft er ihm vor?«

»Etwas auffallend Animalisches, glaube ich«, sagte Tiberius.

»Er scheint auch Ihnen nicht zu gefallen?«

»Der liebe Monsignore kennt sich nicht gut in den eher handfesten Liebesdingen aus«, unterbrach ihn Nero. »Was Tiberius betrifft, so hält ihn sein natürlicher Adel zu Recht von groben Instinkten fern.«

»Versuch dich bitte ein wenig zu zügeln, Nero«, zischte Tiberius.

Claudius sagte nichts, er war schlaff auf einem Stuhl zusammengesunken. Valence beobachtete, wie er erschöpft den Kopf in den Händen hielt. Tiberius bemerkte diesen Blick.

»Versuchen Sie nicht, Claudius zu befragen«, sagte er und bot ihm eine Zigarette an. »Seitdem er seinen Vater ermordet hat, um Laura und Gabriella zu schützen und sich sein Vermögen anzueignen, ist Kaiser Claudius ein wenig durcheinander. Es ist sein erster Mord, Sie müssen ihn entschuldigen.«

»Sie übertreiben, Tiberius.«

»Ich bin Ihnen nur voraus.«

»Claudius steht nicht allein zur Diskussion. Gabriella ist durch Valhuberts Tod noch weit mehr begünstigt, da sie zuvor im Dunkel bleiben mußte. Auch ihr Freund Giovanni hätte für sie handeln können. Und schließlich gibt es noch Laura Valhubert.«

»Laura war in Frankreich«, rief Claudius und richtete sich auf.

»In der Tat, das hat man mir bereits gesagt«, bemerkte Valence und erhob sich.

Als Valence die Wohnung der drei jungen Männer verließ, war es dunkel geworden, und er mußte das Treppenlicht anmachen. Vorsichtig ging er Stufe für Stufe hinunter. Dieser Nero war vollständig verrückt und gefährlich. Claudius barst vor Ungeduld und war zu allem bereit, wenn es darum ging, Laura Valhubert zu verteidigen. Tiberius wiederum durchschaute das alles, bewahrte Ruhe und bemühte sich, seine beiden Freunde zu zügeln. Ganz offensichtlich wußten die drei Kaiser etwas. Aber Tiberius würde es nie preisgeben. Die beiden anderen wurden von ihrem Freund streng geführt, es wäre schwer, an sie heranzukommen. Ganz zweifellos hatte Tiberius mit seinem ernsten Gesicht und seinen spontanen Impulsen eine nicht unerhebliche Überzeugungskraft. Nero nahm seinen Charme hin, Claudius war von ihm verzaubert. Alle drei bildeten sie ein faszinierendes Hindernis, scheinbar leicht und unberechenbar, in Wirklichkeit aber von ehernem Zusammenhalt. Und doch würden sie es schwer mit ihm haben, weil ihn das nicht beeindruckte. Valence blieb auf einer Stufe stehen, um nachzudenken. Es war noch nie vorgekommen, daß er beeindruckt, oder doch fast beeindruckt gewesen wäre. In der Regel glitten die Dinge ganz natürlich an ihm ab. Trotzdem verunsicherten ihn diese drei Kaiser. Zwischen ihnen herrschte ein derartiges Einverständnis, eine so absolute Zuneigung, daß sie sich alles erlauben konnten. Es würde sehr schwierig werden, ihnen Laura Valhubert zu entreißen. Es würde ein verdammt harter Sturmangriff werden, aber die Aussicht darauf reizte ihn. Er allein gegen die drei.

Plötzlich zuckte er zusammen. In der schmalen

Eingangshalle am Fuß der Treppe stand eine Frau, die sich in einem kleinen Spiegel betrachtete. Sie war groß, und ihr Haar hing ihr ins Gesicht, das man nicht sah. Aber augenblicklich erkannte er – allein an der Haltung ihrer Schultern, allein an dem Profil, das durch die dunklen Strähnen schimmerte, und an der nachlässigen Art, wie sie diese Strähnen mit den Fingern zurückstrich –, daß er Laura Valhubert vor sich hatte.

Sein erster Gedanke war, leise die Stufen wieder hinaufzugehen, aber so etwas hatte er noch nie getan. Er mußte nur auf geradem Wege an ihr vorbei und schnellstens durch die noch offene Tür auf die Straße laufen.

Valence nahm die Hand vom Geländer, brachte die letzten Stufen hinter sich und ging, ziemlich steif, das war ihm bewußt, Richtung Tür. Er überholte die Frau, erreichte die Tür. Ein Meter noch, dann war er auf der Straße. Er spürte, wie sie hinter ihm den Kopf hob.

»Richard Valence ...«, sagte sie.

Sie legte ihm eine Hand auf die Schulter und stoppte ihn, genau in dem Moment, als er fast draußen war. Sie hatte dieses »Richard Valence« gesagt, als ob sie den Namen langsam läse, Silbe für Silbe.

»Natürlich, du bist es, Richard Valence«, wiederholte sie.

Sie war einen Schritt zurückgewichen, hatte sich an die Wand gelehnt, die Arme verschränkt, und betrachtete ihn lächelnd. Sie sagte nicht: »Das ist ja unglaublich, was machst du denn hier? Wie kommt es, daß du hier bist?« In Wirklichkeit erweckte sie den Eindruck, als sei ihr dieser Zufall vollkommen schnurz. Sie war nur aufmerksam. Valence fühlte sich sehr beobachtet.

»Du erinnerst dich doch an mich?« fragte sie noch

immer lächelnd.

»Natürlich, Laura. Laß mich jetzt. Ich habe keine Zeit.«

Valence hielt ein vor der Tür vorbeifahrendes Taxi an und stieg ein, ohne sich umzudrehen. Das war's, auf einen Schlag war alles wieder da, die heisere Stimme, die wilde und doch auch zögerliche Schönheit dieses Gesichts, die vagen Gesten und die wunderbare Eleganz. Er atmete jetzt langsamer. Eigentlich hätte er sich nicht derart verspannen müssen. Zugegeben, die Vorstellung, Laura wiederzusehen, hatte ihn ein wenig beunruhigt. Nun aber waren die Dinge so verlaufen, wie er es gewollt hatte. Etwas abrupt, aber normal. Das war erledigt. Und jetzt, wo es erledigt war, fühlte er sich erleichtert.

Laura blieb ein paar Augenblicke in der Eingangshalle stehen und nahm sich die Zeit für eine Zigarette, bevor sie zu Claudius hinaufging. Sie lehnte weiter an der Wand und rauchte. Es war schon merkwürdig, einfach so Richard Valence zu begegnen. Eigentlich war es sogar bewegend. Nur hatte Valence einen verärgerten und gehetzten Eindruck gemacht. Sie hätte nicht gedacht, daß er derart unfreundlich geworden wäre.

Laura zuckte mit den Schultern, ließ die Zigarette fallen, ohne sie auszudrücken. Ihr war nicht sehr wohl.

Sie traf die drei Jungen in aufgewühltem Zustand an, mit sorgenvollen, müden Gesichtern. Sie fuhr Claudius mit den Fingern durchs Haar.

»Tiberius, mein Großer, was hältst du davon, wenn du uns etwas zu trinken bringen würdest?« sagte sie. »Und zu essen? Was habt ihr heute gegessen? Tiberius, was ist los?«

Tiberius ließ ein paar Eiswürfel in ein Glas fallen.

»Uns hat ein Mann aufgesucht, Laura«, sagte er und verzog das Gesicht. »Ein Sondergesandter der französischen Regierung, einer ihrer besten Juristen, so scheint es. Weil Édouard Valhubert durchdreht, hat dieser Mann den Auftrag, die Ermittlungen der italienischen Polizei unter Kontrolle zu bringen, seine eigenen Schlüsse zu ziehen und eine Entscheidung in der Sache zu fällen, ob gerecht oder nicht, ist ihnen egal. Wichtig ist allein die Sicherheit von Édouard Valhubert, der Unke.«

»Warum nennst du ihn die Unke?«

»Weil ich beschlossen habe, daß Minister Édouard ein Gesicht hat wie eine Unke. Er hatte es übrigens schon lange bevor er Minister wurde. Findest du nicht, daß er ein Unkengesicht hat?«

»Ich weiß nicht«, murmelte Laura. »Du bist komisch. Was tut das zur Sache?«

»Vorsicht«, warf Nero ein, »bemühen wir uns um Präzision: Gelbbauchunke oder Rotbauchunke?«

»Gelb, absolut gelb, wie eine Zitrone«, bemerkte Tiberius.

»Zitrone ist gut«, bemerkte Nero.

»Ihr kotzt mich an«, rief Claudius. »Tiberius, du hast Laura gerade von dem Sondergesandten erzählt, rede bitte weiter.«

»Gut. Er ist also hier, um Inspektor Ruggieri, den du gestern abend im Leichenschauhaus gesehen hast, unter Kontrolle zu bringen. Normalerweise hat ein Mann mehr oder ein Mann weniger keine große Bedeutung. Aber dieser Mann hier ist eben nicht normal, Laura. Selbst Nero, der alle Welt außer sich selbst gewöhnlich findet, muß das zugeben. Von Anfang an fürchte ich ihn, folge ich ihm, versuche ich ihn zu packen. Es gelingt mir nicht. Sobald du es mit ihm zu tun kriegst, begreifst du, was da

zu befürchten ist. Die erste wichtige Vorsichtsmaßnahme ist, dafür zu sorgen, daß er sich setzt. Er ist sehr groß, stark, hat unheimlich viel schwarzes Haar und ein sehr weißes, schönes Gesicht. Doch, Nero, ein schönes Gesicht. In diesem Gesicht liegt etwas Unbezähmbares, was nicht gerade beruhigend wirkt. Er hat sehr helle, schöne Augen – um die ihn Nero übrigens wahnsinnig beneidet –, derer er sich bedient, um andere zu unterwerfen. Das muß ein lang erprobter Trick von ihm sein. Der Trick mit dem Blick, der einen nicht losläßt. Es funktioniert wahrscheinlich ziemlich oft. Vorhin hat er versucht, Claudius damit zu unterwerfen. Nero hat natürlich nicht das geringste bemerkt, aber Nero ist sehr speziell, der ist kein gutes Beispiel. Du, Laura, wirst es bemerken.«

»Entschuldige, aber ich habe es sehr wohl bemerkt«, erklärte Nero.

»An dem Tag, an dem du bemerkst, daß die Welt sich ganz einfach dreht und daß Menschen auf ihr leben, wird dir diese Erkenntnis wie ein Block in den Nacken fallen. Eigentlich hast du keinen Grund zu der Annahme, daß es Laura Vergnügen bereitet, dich hier halb nackt vor sich zu sehen. Solange das nicht geklärt ist, könntest du ein Hemd anziehen. Oder eine Hose, warum nicht sogar eine Hose?«

»Wie unfreundlich«, erklärte Nero seufzend und stand mühsam auf.

»Außerdem«, fuhr Tiberius fort und reichte Laura endlich ein Glas, »hat dieser Mann bereits allerhand herausgefunden. Er hat deine Tochter entdeckt und schon fast herausgefunden, daß Henri bestimmt nicht nach Rom gekommen ist, um den Michelangelo zu jagen, sondern um Gabriella zu stellen. Er weiß auch, daß wir alle, außer Henri, Bescheid wußten, und das findet er häßlich. Er ist überzeugt, daß Henri, kaum wäre er wieder in Paris gewesen, die Scheidung eingereicht hätte, daß dir sein

Geld verloren gegangen wäre, und Gabriella damit natürlich auch, und so weiter. Bald wird er sicher auch wissen, daß du mir Geld gibst, um hier mit Nero zu leben. Auch das wird er bestimmt sehr häßlich finden. Er wird das alles miteinander verknüpfen, suchen und versuchen zu überzeugen. Die Fähigkeiten dazu hat er, das kannst du mir glauben. Und du weißt so gut wie ich, wie gefährlich das werden kann.«

»Warum gefährlich?« fragte Nero.

»Nichts«, erwiderte Tiberius und schwenkte sein Glas.

»Doch«, sagte Nero.

»Es gibt nichts«, wiederholte Tiberius.

Er stellte sich hinter Laura und legte ihr die Hände auf die Schultern.

»Du mußt bei dem Typen wirklich aufpassen. Wenn du kannst, sorg dafür, daß er sich hinsetzt und du seine Augen nicht siehst, auch wenn das nicht gerade leicht ist.«

»Ich habe ihn schon mal angesehen«, sagte Laura. »Er heißt Richard Valence.«

»Hat er dich schon verhört? Gestern abend im Leichenschauhaus?«

»Nein. Da war er gar nicht.«

»Dann also heute morgen, gemeinsam mit den Bullen? Hast du heute mit ihm gesprochen?«

»Beinahe. Aber zu der Zeit, als ich mit ihm gesprochen habe, war er nicht wirklich unbezähmbar. Nur in bestimmten Momenten. Das war vor zwanzig Jahren. Komisch, nicht?«

»Scheiße«, kommentierte Tiberius.

Laura begann schallend zu lachen und hielt ihm ihr Glas hin. Es ging ihr besser.

»Schenk mir noch eins ein, Großer. Und bring mir ein Stück Brot oder irgendwas. Ich habe Hunger, weißt du.«

Tiberius holte die Flasche zurück, die seltsamerweise wieder bei Nero gelandet war. Claudius schoß wie ein Pfeil davon, um etwas gegen Lauras Hunger zu suchen.

Schweigend aßen sie eine Weile.

»Ich habe ihn früher mal gut gekannt«, fuhr Laura fort.

»Aber nicht lange.«

»Ich frage mich, ob das etwas ändert. Ich glaube, es ändert nichts.«

»Vielleicht nicht.«

Laura leerte langsam ihr Glas. Nero hatte Musik angemacht, und Claudius nickte von Zeit zu Zeit ein.

»Er ist traurig«, sagte Laura leise und deutete auf Claudius. »Sehr, sehr traurig wegen seines Vaters.«

»Natürlich«, erwiderte Tiberius. »Aber mach dir keine Sorgen, ich passe auf ihn auf. Und du? Bist du traurig wegen Henri?«

»Ich habe keine Ahnung. Ich sollte Ja sagen, aber im Grunde weiß ich gar nichts mehr.«

»Und doch bist du in diesem Augenblick traurig, wenn auch wegen etwas anderem. Ganz entschieden sind hier alle traurig.«

»Ich nicht«, knurrte Nero.

Laura küßte Claudius, ohne ihn zu wecken, und nahm ihren Mantel.

»Du bist wegen etwas anderem traurig«, wiederholte Tiberius hartnäckig und blickte nicht auf.

»Ich geh zurück ins Hotel«, murmelte Laura. »Begleite mich ein Stück, wenn du magst.«

Nero streckte ihr schlaff die Hand hin.

»Amüsiert euch schön, ihr beiden«, sagte er.

Schweigend gingen Laura und Tiberius die Treppe hinunter. Tiberius fühlte sich befangen. Das passierte ihm nicht oft mit ihr.

»Wir tragen beide Schwarz«, sagte er, als sie draußen waren. »Das sieht merkwürdig aus.«

»Ja«, bemerkte Laura.

Sie ging langsam, und Tiberius faßte sie um die Schulter.

»Ich erzähl dir das mit Richard Valence«, sagte sie.

»Ja«, erwiderte Tiberius.

»Es ist eine ziemlich dumme Geschichte.«

»Ja.«

»Trotzdem kann sie traurig sein.«

»Stimmt. Bist du jetzt urplötzlich traurig, obwohl du nicht die Absicht hattest, aber gar nicht anders kannst?«

»So ist es. Es ist keine echte Traurigkeit, eher wie ein schmerzliches Schulterzucken, verstehst du?«

»Erzähl mir diese traurige Geschichte.«

»Ich habe Richard Valence bei einem Aufenthalt in Paris kennengelernt, als ich Henri noch nicht kannte. Wie soll ich es dir sagen, ohne daß es allzu blöd klingt?«

»Völlig egal. Sag es mir ganz normal, so wie es war.«

»Du hast recht. Ich liebte nur ihn, und er liebte nur mich. Eine ungewöhnliche Liebe. Ein Privileg. So. Was könnte ich noch darüber sagen?«

»Stimmt, eine ziemlich bescheuerte Geschichte. Warum hat er dich verlassen?«

»Woher weißt du, daß er es war, der gegangen ist?«

Tiberius zuckte mit den Schultern.

»Es stimmt jedenfalls, er war es, der nach ein paar Monaten gegangen ist. Keiner weiß genau, wieso. Er ist gegangen, das ist alles. Zugegeben, unser Leben war ziemlich anstrengend.«

»Ich verstehe. Was hast du getan, als er gegangen ist?«

»Ich glaube, ich habe geschrien. Vorbei das Privileg. Vorbei das Wunder. Ich glaube auch, ich habe jahrelang an ihn gedacht. Ich glaube.«

»Aber du hast Henri geheiratet.«

»Das ändert nichts. Übrigens habe ich danach nicht mehr an ihn gedacht, es war vorüber. Aber trotzdem, als ich ihm heute abend begegnet bin ...«

»Hat dich das berührt. Das ist normal. Das geht vorbei.«

»Es geht bereits vorbei.«

»Du wirst sehen, wie er ist. Entweder täusche ich mich, oder der Typ respektiert niemanden, vielleicht nicht einmal dich, Laura. Lorenzo hat denselben Eindruck. Lorenzo macht sich Sorgen wegen Gabriella. Er hat mich angerufen, er fürchtet Ärger. Übrigens hat er recht, denn es gibt noch etwas, was ich dir nicht gesagt habe: Gabriella war an dem fraglichen Abend auf der Piazza Farnese und hat es keinem von uns gesagt.«

»Hast du eine Erklärung dafür?«

»Nein.«

Schweigend gingen sie das letzte Stück des Weges.

Vor dem Hotel wandte sie sich um, um ihn zu umarmen, aber sie zögerte. Tiberius Gesichtsausdruck hatte sich verändert, er hatte die Augen zusammengekniffen, die Lippen zusammengepreßt und blickte irgendwohin, wo sie nichts sah.

»Tiberius«, murmelte sie, »bitte verkrampf dein Gesicht nicht so. Wenn du das tust, Erinnerst du mich an den

echten Tiberius. Was hast du? Was siehst du?«

»Hast du den echten Tiberius gekannt? Kaiser Tiberius?«

Laura antwortete nicht. Sie war beunruhigt.

»Ich schon«, fuhr Tiberius fort und legte die Hände auf Lauras Gesicht. »Ich habe ihn sehr gut gekannt. Er war ein merkwürdiger Kaiser, ein Adoptivkind, über das nie jemand gut hat reden können. Man nennt ihn Tiberius, aber sein wirklicher Name lautet Tiberius Claudius Nero ... Unsere drei Namen in einem einzigen, in meinem, findest du das nicht merkwürdig? Tiberius sah Dinge, er sah Ränke, Verschwörungen, er sah das Böse. Und auch ich sehe bisweilen das Böse. In diesem Augenblick sehe ich etwas Schreckliches neben dir, Laura, die du so schön bist.«

»Hör auf, so zu reden, Tiberius. Du erregst dich, du bist müde.«

»Ich gehe schlafen. Umarme mich.«

»Denk nicht mehr an diese Kaiserfamilie. Damit macht ihr euch noch alle verrückt. Glaubst du nicht, wir haben schon genug Ärger? Du hast diesen Kaiser nie gekannt, merk dir das, Tiberius.«

»Ich weiß es«, erwiderte Tiberius lächelnd.

Als er nach Hause kam, weckte Tiberius Claudius, der sich nicht von seinem Stuhl gerührt hatte, während Nero samt Flasche verschwunden war.

»Claudius«, sagte er leise, »geh ins Bett, da hast du es bequemer. Weißt du, daß ich den Kaiser in Wirklichkeit nie gekannt habe?«

»Ich glaube dir nicht«, antwortete Claudius, ohne die Augen zu öffnen.

Vier Tage schloß sich Richard Valence in seinem Hotelzimmer ein. Regelmäßig rief ihn Inspektor Ruggieri an, und jedesmal sagte Valence, er arbeite, und hängte auf.

Am Freitagvormittag unternahm Lorenzo Vitelli zweimal den Versuch, sich mit ihm zu treffen. »Ich habe Ihnen höchst wichtige Dinge anzuvertrauen«, sagte er ihm von der Rezeption aus. »Unmöglich«, erwiderte Valence schlicht.

Der Bischof fand, Richard Valence sei ganz entschieden ein Scheusal, und trotz der Neugier, die er für ihn hegte, hatte er allmählich mehr als genug von ihm.

»Ein Eigenbrötler«, bemerkte der junge Mann an der Rezeption, als Vitelli den Hörer auflegte. »Er empfängt nicht mal Monsignore?«

Vitelli trommelte mit den Fingern auf den Tresen. Er zögerte, Valence eine Nachricht zu hinterlassen.

»Seit Dienstag«, fuhr der junge Mann fort, »muß ihm das Essen hochgebracht werden, weil er sein Zimmer nicht verläßt. Doch, einmal am Tag macht er eine Runde um den Häuserblock und kommt wieder zurück. Isabella, das Zimmermädchen, hat schon Angst vor ihm. Sie traut sich nicht mehr, zu lüften, um den ganzen Rauch aus dem Zimmer zu lassen. Anscheinend hebt er nicht mal den Kopf, wenn sie hereinkommt, sie sieht nur seine schwarzen Haare und sagt, er wäre wie ein gefährliches Tier. Scheint ein wichtiger Mann bei der französischen Regierung zu sein. Vielleicht. Aber solche Franzosen können sie behalten. Isabella will schon gar nicht mehr rauf, sie hat Angst, daß er ihr was antut, aber sie geht

trotzdem. Sie mag ordentlich gemachte Arbeit.«

»Aber nein, sie mag den Franzosen«, sagte Vitelli lächelnd.

Er warf die Nachricht weg, die er geschrieben hatte. Wenn Valence derart unhöflich war, sollte er von nun an ohne ihn zurechtkommen.

»So etwas darf man nicht sagen«, meinte der Mann am Tresen.

»Man muß alles sagen dürfen«, erwiderte Vitelli.

Seit zwei Stunden tat Richard Valence nichts mehr. Er hatte seine Notizen geordnet, den Tisch aufgeräumt, saß reglos auf dem Stuhl und sah durch das geschlossene Fenster über die Dächer Roms. Bald würde es Abend werden. Was ihm Inspektor Ruggieri und Monsignore Vitelli zu sagen hatten, interessierte ihn nicht. Er hatte seinen Bericht fertiggestellt und würde eine Kopie davon der italienischen Polizei übergeben, eine weitere an Édouard Valhubert schicken, das Original zur Erinnerung behalten und am nächsten Tag nach Mailand zurückkehren. Hinter ihm würde es dann explodieren. Es war vorbei.

Es war vorbei, und er blieb schwerfällig und unbeweglich sitzen und sah über die Dächer von Rom. Ein wahres Chaos, diese Dächer. Er würde den Bericht übergeben und abreisen. Es war vorbei.

Édouard Valhubert würde verrückt werden vor Wut. Er hatte ihn hergeschickt, um die Sache niederzuschlagen, und statt dessen hatte er eine schreckliche Lösung zu Tage gefördert, die sich niemand vorstellen mochte. Sein Eingreifen würde genau den gegenteiligen Effekt dessen auslösen, was man sich in Paris gewünscht hatte. Natürlich war es immer noch möglich, dem Minister den Bericht persönlich zu übergeben. Und niemand würde etwas erfahren. Das sollte er tun. Zu Ruggieri gehen, sich verabschieden, seine Schlußfolgerungen Édouard Valhubert übergeben und den Minister entscheiden lassen, welche weiteren Folgen die Sache haben würde. Das hieße natürlich: keine. Man würde sich einen nicht greifbaren Sündenbock suchen, um ein passendes Ende für die

peinliche Geschichte zu finden. Das sollte er tun.

Genau das würde er nicht tun. Er hatte die Wahrheit erzwungen, er würde sie bekannt machen, und niemandem würde es gelingen, ihn umzustimmen. Tatsächlich hatte er große Lust, daß diese Wahrheit bekannt würde, und dafür würde er alles tun.

Er stützte sich mit beiden Händen auf den Tisch und richtete sich mit steifen Knien langsam auf. Er faltete den Bericht zusammen und steckte ihn ins Jackett.

Rasch ging er den Gang entlang, die Hände in den Taschen zu Fäusten geballt. Er sah Tiberius erst im letzten Moment, genau in dem Augenblick, als der junge Mann ihm den Zugang zum Fahrstuhl versperrte.

»Hier geht's nicht weiter«, sagte Tiberius.

Valence wich zurück. Tiberius wirkte erschöpft und überreizt. Er hatte einen Dreitagebart und schien sich nicht umgezogen zu haben, seitdem Valence ihn zuletzt bei ihm zu Hause gesehen hatte. Auf seiner schwarzen Hose lag der sommerliche Staub Roms, und man hätte meinen können, er habe einiges durchgemacht, ohne zu schlafen oder zu essen. Um die Wahrheit zu sagen, er wirkte sogar recht bedrohlich. Valence sah, wie Tiberius' Körper sich spannte, um ihm den Durchgang zu verwehren. Diese Entschlossenheit und der Staub auf seiner Kleidung verliehen ihm eine Art romantischer Eleganz, die Valence sehr wohl zu würdigen wußte. Aber Tiberius beeindruckte ihn nicht.

»Geh mir aus dem Weg, Tiberius«, sagte er ruhig.

Tiberius straffte sich, um Valences Bewegung abzuwehren. Mit beiden Händen stützte er sich gegen den metallenen Rahmen der Fahrstuhltür, blockierte die gesamte Breite des Zugangs und federte in den Knien. Er hatte stabile Beine. Staubig, aber stabil.

»Was suchst du, junger Kaiser? Was willst du von mir?«

»Ich will, daß Sie auf der Stelle mit mir reden«, forderte Tiberius klar und deutlich. »Seit vier Tagen nimmt irgend etwas Ernstes in Ihrem granitenen Geist und ihrem verdamnten abgeschlossenen Zimmer Gestalt an. Sie kommen hier nicht vorbei, bevor Sie mir nicht gesagt haben, was.«

»Du erteilst mir Befehle? Mir?«

»Sollte Laura etwas zustoßen, werde ich dasein, um es zu verhindern. Besser, Sie wissen das.«

»Du bringst mich zum Lachen. Wie kommst du auf die Idee, es ginge um sie?«

»Weil ich weiß, daß Sie den brennenden Wunsch haben, daß ihr etwas zustößt. Und ich habe den brennenden Wunsch, daß ihr nichts zustößt.«

»Weißt du, daß Madame Valhubert alt genug ist, um ohne dich zurechtzukommen?«

»*Ich* habe nicht die Absicht, ohne *sie* zurechtzukommen.«

»Ich verstehe. Und wie kommst du auf die Idee, daß ihr etwas zustoßen wird? Laura Valhubert war in Frankreich, als ihr Mann umgebracht wurde, oder?«

»Zweitausend Kilometer Alibi würden Ihnen kein Hindernis sein, wenn Sie es auf sie abgesehen hätten. Und ich weiß, daß Sie es auf sie abgesehen haben.«

»Man möchte meinen, du wüßtest so einiges, Tiberius. Wer informiert dich?«

»Meine Augen. Ich habe es auf Ihrer Stirn, auf Ihren Lippen, in Ihren Augen gelesen, als Sie von ihr gesprochen haben. Sie werden sie zerstören, weil es sein muß.«

»Laß mich durch, Tiberius.«

»Nein.«

»Laß mich durch.«

»Nein.«

Tiberius war stärker und jünger als er, aber Valence wußte, daß er dennoch die Oberhand gewinnen würde, wenn er sich entschlösse, ihn zu schlagen. Er zögerte. Tiberius hielt seinem Blick stand, er war bereit. Valence hatte keine allzu große Lust, ihn fertigzumachen, solange es eine andere Möglichkeit gab. Er hätte keinerlei Vergnügen daran gehabt, in dieses Gesicht zu schlagen. Und da er beschlossen hatte, seine Ergebnisse entgegen der Weisung des Ministers zu verbreiten, konnte er Tiberius auch gleich davon erzählen. Früher oder später, noch vor dem nächsten Tag würde er die Wahrheit ohnehin erfahren. Vielleicht war es daher besser, wenn er sie rasch und direkt von ihm erführe.

»Komm«, sagte Valence, »gehen wir raus. Nehmen wir die Treppe. Ich habe genug von diesem Zimmer.«

Tiberius ließ den Metallrahmen des Fahrstuhls los. Mit raschen Schritten gingen sie nebeneinander die Treppe hinunter. Valence warf seinen Zimmerschlüssel auf den Tresen, und Tiberius folgte ihm auf die Straße.

»Also, junger Tiberius? Was interessiert dich?«

»Ihre Gedanken.«

»Nichts zu machen. Die wirst du nicht bekommen. Du bekommst nur die Fakten.«

»Fangen wir damit an.«

»Du hast Glück, daß ich bereit bin, dir zu antworten. Es ist mir noch nie passiert, daß ich geantwortet habe, nur weil mich jemand gefragt hat. Ich weiß nicht, warum ich für dich eine Ausnahme mache.«

»Weil ich Kaiser bin«, erwiderte Tiberius lächelnd.

»Sicherlich. Es gibt nicht viele Fakten, aber sie reichen aus, alles zu verstehen, vorausgesetzt, man löst die Verknüpfungen nicht, die sie mit bestimmten Komplikationen und einigen nutzlosen Randfiguren verbinden. Vor sechs Tagen ist Henri Valhubert überraschend in Rom eingetroffen. Am selben Abend hat ihn jemand vor dem Palazzo Farnese umgebracht, genau in dem Moment, als er seinen Sohn treffen wollte. Vor Ort befanden sich also Claudius, du selbst und Nero sowie Gabriella Delorme, die niemandem gesagt hatte, daß sie dasein würde. Eine Zeitlang hat die Polizei die Fährte des Michelangelo verfolgt und zu diesem Zweck sogar Lorenzo Vitelli beauftragt, als Kontaktperson im Vatikan zu dienen. Die Entdeckung, mit wem Gabriella verwandt ist, hat die Dinge verändert und zu einem anderen Mordmotiv geführt – vorausgesetzt, der Beweis könnte erbracht werden, daß Gabriella tatsächlich der Anlaß für Valhuberts Reise war. Ich habe vier Tage damit verbracht, telefonisch in Paris zu ermitteln, und habe nun die unwiderlegbare Gewißheit, daß dies tatsächlich der Fall war. In letzter Zeit machte sich Henri Valhubert Sorgen über die häufigen Reisen seiner Frau nach Rom, für die es keinen Anlaß mehr gab, seitdem die Eltern Delorme ziemlich weit weg von der Hauptstadt wohnen. Er befürchtete, es gebe einen Liebhaber, und setzte daher einen Detektiv auf seine Frau an, ein niederträchtiges, aber wirkungsvolles Vorgehen, das all dem, was man über diesen Menschen erfahren hat, völlig entspricht. Vor vier Monaten nahm dieser Detektiv namens Marc Martelet die Verfolgung von Laura Valhubert auf, sobald sie in Rom war. Frag mich nicht, woher ich diese Informationen habe, nichts ist einfacher als das. Valhuberts Sekretärin hatte alle Verabredungen ihres Chefs mit Martelet notiert. Ich brauchte nur noch Martelet anzurufen, den Henri

Valhuberts Ermordung von seiner beruflichen Schweigepflicht entband. Martelet hatte ihm bereits Fotos von Gabriella sowie drei Berichte übergeben: Ihnen war zu entnehmen, daß Madame Valhubert eine Tochter in Rom hat, daß sie diese seit achtzehn Jahren besucht und ihr einen recht passablen Lebensstil finanziert. Woher kam das Geld? Darauf hatte Martelet noch keine Antwort. Kürzlich ist jedoch etwas Merkwürdiges geschehen: Eines Abends hat sich Laura Valhubert in einer Straße unweit des Hotels ›Garibaldi‹ mit einer Gruppe von Männern getroffen. Sie gingen ein oder zwei Minuten gemeinsam die Straße entlang und trennten sich dann schweigend. Laura ist allein ins Hotel zurückgekehrt, ohne daß einer aus der Gruppe sie begleitet hätte. Martelet ist einem der Männer, dem vermutlichen Anführer der Gruppe, gefolgt und hat ihn identifizieren können. Er ist der römischen Polizei unter dem merkwürdigen Namen ›Doryphorus‹ bekannt, das ist der Name für den Kartoffelkäfer. Die Kartoffelkäfer fressen die Blätter der Kartoffelpflanzen. Nun, die Sache mit dem Namen ist nicht ganz klar.«

»Die Kartoffeln sind mir schnurz. Was ist mit diesem Doryphorus?«

»Er ist der Anführer einer Diebesbande, mit der er durch die Stadt zieht. Es ist schwer, ihn auf frischer Tat zu ertappen. Die Polizei wartet auf einen größeren Coup, um sicherzugehen, daß er zu einer schweren Strafe verurteilt wird. Jedenfalls steht fest, daß Laura Valhubert, Gattin eines wohlhabenden Pariser Verlegers, gut bekannt ist mit diesem Doryphorus. Du sagst gar nichts mehr, Tiberius?«

»Fahren Sie fort«, erwiderte Tiberius rasch. »Lassen Sie alles raus, wir sortieren später.«

»Sie ist gut mit Doryphorus und seiner Vorstadtunterwelt bekannt. Martelet stellt in seinem Bericht die noch zu überprüfende Hypothese auf, daß

Laura auf diesem Wege ausreichend Geld beschaffte, um Gabriellas Lebensunterhalt zu sichern. Ihre privilegierte gesellschaftliche Stellung, die Bekanntheit ihres Schwagers Édouard und ihre regelmäßigen Reisen zwischen Rom und Paris machten sie zur idealen Gehilfin, um kompromittierende Waren abzusetzen. Die Bande stiehlt in Rom, und Laura Valhubert befördert einen Teil der Beute zu Pariser Hehlern – gegen eine gute Provision. Das könnte erklären, wieso die Polizei sich vergeblich bemüht hat, herauszufinden, wo die Beute des Doryphorus’ hinverschwindet und auch, wieso Laura Valhubert sich stets weigert, das Flugzeug zu nehmen. Im Zug bleibt Gepäck leichter unerkant. Verstehst du, Tiberius? Auf irgendeine Weise muß sie ja das Geld aufbringen, das sie seit vierundzwanzig Jahren für Gabriella überweist, da Henri Valhubert ihr nie die geringste materielle Unabhängigkeit gewährt hat. Es war ihr unmöglich, auch nur die kleinste Summe vom ehelichen Budget abzuzweigen, ohne daß Henri Valhubert das registriert hätte. Die Eltern Delorme wiederum besitzen keinen roten Heller. Folglich kam das Geld von anderswo. Außerdem hat der Doryphorus, mit wirklichem Namen Vento Rietti, als Kind ein paar Straßen vom Haus der Delormes entfernt gewohnt. Der Handel zwischen ihm und Laura muß bereits mit Gabriellas Geburt begonnen haben, zunächst sporadisch, später dann systematisch. All diese Details müssen natürlich noch bewiesen werden, aber ich verfüge bereits über genügend Elemente für eine Beschuldigung. Nicht sehr lustig, nicht wahr?«

»Wozu das alles?« knurrte Tiberius. »Was versuchen Sie zu beweisen? Laura hat Henri nicht von ihrem Wochenendhaus aus umbringen können. In dieser Sache ist sie von jedem Verdacht frei.«

»Aber ihre Tochter hätte es tun können. Sie hätten sich

absprechen können. Stell dir nur mal vor, sie hat nach der Rückkehr von ihrer letzten Reise Martelets Berichte gesucht. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß sie sich in Rom verfolgt gefühlt und, dadurch gewarnt, das Arbeitszimmer ihres Mannes durchsucht hat. Tatsächlich schreibt Martelet im letzten Bericht, er befürchte, entdeckt worden zu sein, Valhubert müsse sich wohl einen anderen Verfolger suchen. Stell dir also vor, junger Kaiser, sie hat diese schwer belastenden Berichte gefunden. Und stell dir weiter vor, Henri Valhubert, von dessen baldigem Aufbruch nach Rom sie erfährt, ist dabei, die letzten Beweisstücke zusammenzutragen ... Was bleibt da vom Leben der Laura Valhubert? Der Ruin, eine Verurteilung, eine Gefängnisstrafe? Schlimm, findest du nicht? Und wenn einem der Mann, der einen in dieser Weise bedroht, nicht allzusehr am Herzen liegt ...«

»Laura hätte ihre Tochter nie in einen Mordfall verwickelt!« rief Tiberius. »Sie kennen sie nicht! Sie können doch nicht einfach derart armselige Vermutungen anstellen! Laura handelt nicht durch andere! Laura hat nie auch nur das kleinste ihrer Gefühle verborgen oder unterdrückt. Wenn Laura jemanden mag, umarmt sie ihn, wenn Laura trinkt, ist sie betrunken, und wenn sie sich langweilt, dann verläßt sie mitten beim Essen den Tisch und sagt, daß es sie langweilt – und wenn sie jemanden umbringen will, dann bringt sie ihn um. Und zwar sie selbst, und sie sagt warum! So ist Laura. Aber es gibt etwas, das Sie nicht wissen: Laura ist kein Mensch, der mordet, auch wenn sie kein Verlangen nach dem Elend hat.«

»Gabriella zu verbergen und ihren Mann so viele Jahre zu belügen paßt nicht gerade zu dem, was du über sie erzählst, stimmt's?«

»Das liegt daran, daß Henri, wie intelligent er auch

immer gewesen sein mag, ein Idiot war und ihr Gabriella nicht verzeihen hätte. Mit Idioten geht Laura vorsichtig um. Und das ist klug. Uns gegenüber hat sie das Mädchen nie verborgen.«

»Und warum soll sie diesen Idioten geheiratet haben? Des Geldes wegen?«

»So was kann man nicht erklären. Das ist ihre Sache. Nicht des Geldes wegen.«

»Du idealisierst sie, Tiberius. Und daher läufst du in die Irre. Wie alle bringt Laura auch dich aus der Fassung und fanatisiert dich. Selbst Inspektor Ruggieri verliert jegliche Contenance und schafft es nicht, sie korrekt zu verhören. Auf diese Weise schlüpft eine Frau wie sie durch alle Maschen. Euer Fanatismus reicht mir. Ich will Schluß damit machen, und ich werde Schluß damit machen. Dann werdet ihr begreifen, daß Laura Valhubert mit all ihrem großartigen Charme, den sie wer weiß woher nimmt, nur eine Idee ist, nur ein Blendwerk, nur ein Bild.«

»Wenn Sie nicht mehr fähig sind, einen Unterschied zwischen Laura und einem Bild zu machen, dann tun Sie mir leid, Monsieur Valence. Das Leben dürfte nicht gerade lustig für Sie sein.«

Valence preßte die Lippen zusammen.

»Weißt du über ihre Geschäfte mit dem Doryphorus Bescheid, da sie ja keine Geheimnisse vor dir hat?«

»Ich weiß über gar nichts Bescheid. Laura treibt keinen Schwarzhandel.«

»Du lügst, Tiberius. Du weißt Bescheid.«

»Scheren Sie sich zum Teufel.«

»Was würde das ändern?«

»Was wollen Sie bloß von Ihr? Natürlich wollen Sie sie vernichten. Und wie wollen Sie das anstellen? Na? Sie

verlieren Ihre Zeit. Laura war in Frankreich! Und Gabriella kann man nichts beweisen.«

Valence blieb stehen.

»Junger Kaiser«, sagte er leise, »Laura Valhubert war nicht in Frankreich.«

Tiberius wandte sich abrupt um und klammerte sich an Valences Arm.

»Sie Dreckskerl! Sie war in Frankreich! Alle Berichte haben das gesagt«, flüsterte er.

»Sie war am späten Nachmittag in Frankreich. Sie war am nächsten späten Vormittag in Frankreich. Die Verwalterin hat ihr kurz nach zwölf das Frühstück ins Schlafzimmer gebracht. Bedeutet das, daß sie die Nacht über in Frankreich war?«

»Natürlich!« keuchte Tiberius.

»Natürlich nicht. Das Landhaus der Valhuberts liegt nur zwanzig Kilometer vom Flughafen Roissy entfernt. Gegen sechs Uhr abends hat Laura Valhubert das Haus verlassen und der Verwalterin mitgeteilt, sie werde auswärts essen und spät nach Hause kommen – was sie übrigens häufig tut. Gegen halb zwölf sieht die Verwalterin, wie das Licht im Wohnzimmer und kurz darauf im Schlafzimmer angeht, gegen zwei Uhr morgens geht das Licht dann aus. Zu dieser Zeit ist Laura Valhubert bereits in Rom eingetroffen, und zwar mit der Zwanzig-Uhr-Maschine, die exakt um 22 Uhr in Rom gelandet ist. Sie hat genügend Zeit gehabt, um halb zwölf auf der Piazza Farnese zu sein, wahrscheinlich von Gabriella darüber informiert, daß Henri seinen Sohn auf dem Fest suchen würde. Die betrunkene Menschenmenge macht ihr die Dinge erheblich leichter. Sie bringt ihn um. Für den Rückweg nimmt sie die Morgenmaschine, die sie um zehn nach elf in Roissy absetzt. Mittags läutet sie der

Verwalterin, damit diese ihr das Frühstück bringt.«

»Und das Licht in den Zimmern?«

»Eine Zeitschaltuhr, Tiberius. Es ist so einfach. Es sind mehrere im Haus vorhanden, um sich gegen Einbrecher zu schützen.«

»Dreckskerl!«

»Natürlich hat sie für die Reise einen falschen Namen angegeben. Mit den falschen Papieren, die ihr wohl der Doryphorus besorgt, falls es einmal Schwierigkeiten gibt, ist das nicht sehr schwer. Sie wußte, wann Henri nach Rom fliegen wollte, sie hatte genügend Zeit, ihre eigene Reise zu planen. Erste Erkundigungen haben ergeben, daß sich jemand an eine große brünette Frau erinnert, die an dem Tag die Morgenmaschine verlassen hat. Sie ist erledigt. Sie ist erledigt, Tiberius.«

»Es gibt keine Beweise!«

»Ich habe mehrfach und lange die Verwalterin befragt. Sie hat die beiden Zeitschaltuhren für das Licht im Haus überprüft. Die dort eingestellten Zeiten stimmen mit ihren Beobachtungen überein. Ein kleiner Fehler von Laura Valhubert, siehst du. Als die Verwalterin am Morgen putzen kam, ist ihr außerdem noch aufgefallen, daß das Kaminfeuer nicht abgedeckt worden war, was Madame Valhubert gewöhnlich jeden Abend tut. Und schließlich haben die Nachbarn von gegenüber das Auto am Abend nicht mehr gehört, sind sich aber sicher, bemerkt zu haben, wie es gegen Viertel vor zwölf am nächsten Tag in der Auffahrt bremste. In dieser Nacht war Laura Valhubert nicht in Frankreich.«

»Nein! Sie irren sich. Warum hätte sie sich die Mühe machen sollen, nach Rom zu fahren, um ihn umzubringen? Es wäre einfacher gewesen, es in Paris zu tun, nachdem sie die Berichte gelesen hatte, oder?«

»Denk doch mal eine Minute nach, Tiberius. In Paris hatte sie keine Möglichkeit, für ein derart perfektes Alibi zu sorgen. Ein Alibi, das übrigens alle geglaubt haben, außer mir. Verstehst du, sie mußte auf Rom warten. Sie ist erledigt, ich sag es dir.«

»Und das macht Ihnen nichts aus?« brüllte Tiberius.

»Doch. Ein bißchen«, sagte Valence.

»Trotzdem sind Sie zufrieden, stimmt's?«

Valence zuckte mit den Schultern.

»Mythen müssen schließlich irgendwann in sich zusammenfallen«, erklärte er.

»Und warum?«

»Ich weiß es nicht.«

Richard Valence hob den Blick. Tiberius stand ihm gegenüber, das Gesicht von tiefem Schmerz gezeichnet. Der junge Mann hob die Hand und versetzte Valence eine heftige Ohrfeige. Dann sah Valence ihn schwanken, ihm den Rücken zudrehen und sehr schnell in der hereinbrechenden Nacht wegrennen. Was mochte Kaiser Tiberius jetzt wohl tun?

Valence zog seine Krawatte fester und schloß das Jackett. Es war etwas kühl geworden. Schade, daß er Tiberius' Gesicht so verwüsten mußte. Tiberius wußte sehr gut, daß er recht hatte. Er hatte Laura nicht einmal richtig verteidigt, nur der Form halber. Tiberius wußte das mit Gabriella, er wußte das mit dem Doryphorus und der Unterwelt, vielleicht wußte er sogar, daß Laura sich bei ihrem letzten Aufenthalt beschattet gefühlt hatte. Deshalb war er so beunruhigt, als er merkte, wie Valence sich in die Ermittlungen einmischte, deshalb seine unaufhörliche Überwachung in der Absicht, sich zwischen Laura und ihn

zu stellen. Es hatte nichts genutzt, im Gegenteil. Valence beschloß, nicht mehr daran zu denken. Er mußte die Sache beenden. Er sollte mit Gabriella reden. Um zehn Uhr war das junge Mädchen sicherlich noch nicht zu Bett gegangen. Er lief ohne Eile und ignorierte die vorbeifahrenden Taxis.

Gabriella war nicht allein. Richtig, es war Freitag. Neben ihr stand groß, streng und mit verschränkten Armen Monsignore Vitelli und rührte sich nicht, als Valence den Raum betrat.

»Tiberius ist gerade gegangen, Monsieur Valence. Er war auf der Suche nach Laura«, sagte der Bischof.

»Das heißt, er hat Ihnen von unserem Gespräch erzählt?«

»In zwei Worten. Es ist schändlich.«

»Daß Madame Valhubert ihren Mann umgebracht hat?«

»Nein. Sie, Sie sind schändlich. Täusche ich mich, oder bestand Ihr Auftrag, als Sie nach Rom kamen, nicht darin, die Wogen zu glätten? Und Ihrem Minister Ihre Schlußfolgerungen persönlich zu überreichen?«

»Das ist richtig.«

»Haben Sie also beschlossen, Ihre Karriere aufs Spiel zu setzen?«

»Möglich.«

»Wegen einer Frau?«

»Nein. Wegen der Wahrheit. Das dürfte klar sein, nicht wahr?«

»Nicht so sehr, finde ich. Findest du, Gabriella, meine Liebe, daß dieser Mann sich klar ausdrückt?«, Gabriella verzog zweifelnd das Gesicht, Valence hatte den Eindruck, sie spielten ihm etwas vor, um ihn zu verwirren. Beide waren sie ironisch und entspannt, was er nicht erwartet hatte.

»Es ist ganz offensichtlich«, sagte der Bischof, während er sich an Gabriella wandte und Valences Anwesenheit zu vergessen schien. »Dieser Mann schmeißt seine Karriere nicht der Wahrheit wegen hin. Die Wahrheit ist nur ein Wort, es bedeutet nichts. Er schmeißt sie natürlich einer Frau wegen hin, um das Ende dieser Frau zu erleben, und um dieses Ende persönlich zu bewirken. Das gibt es, seitdem die Welt sich dreht. ›Zu sehn, wie den Römer ereilt sein Geschick, ich allein daran schuldig – ich stürbe vor Glück‹, oder etwas dieser Art. Er will die Frau kaputtmachen, das heißt, er kann nicht mehr anders, als sie kaputtmachen zu wollen. In Wirklichkeit hat der Mann die Kontrolle über sich verloren, verstehst du, Gabriella. Er wird von seinem Trieb getragen wie Knüppelholz auf einem Fluß, der Hochwasser führt. Man bemerkt es nicht, aber er ist außer sich. Es gibt so Leute, bei denen man das nicht sieht. Das ist interessant. So ist er, seitdem ich ihn das zweite Mal im Vatikan gesehen habe, bleich und schweigsam. Und da waren auf diesem Gesicht schon die Strudel des Flusses zu sehen, der ein tragisches Hochwasser zu führen begann, und die Spuren einer beginnenden Flucht. Enervierend, nicht wahr, Monsieur Valence, wenn zwei Menschen anfangen, Sie zu kommentieren, als wären Sie nicht anwesend?«

»Das ist mir egal«, erklärte Valence.

»Natürlich. Siehst du, Gabriella, der Mann ist nicht zu beeindrucken. Er ist von ziemlich besonderer und alles in allem schöner Art. Aber seine Geschichte ist eigentlich sehr einfach, wie alle großen Geschichten. Muß man sie erzählen?«

»Ist es die Soutane, die Ihnen das Recht und den Dünkel verleiht, über andere zu schwadronieren, Monsignore?« fragte Valence gelassen und schenkte sich ein.

»Nein, es ist die lange Praxis in den Beichtstühlen. Sie

ahnen nicht, in welchem Maße die Menschen dort immer von derselben Sache reden.«

»Wenn Sie im Herzen all dieser schlichten Menschen so klar sehen, Monsignore, haben Sie wohl auch die Identität des Mörders Ihres Freundes schon lange herausgefunden?«

Der Bischof runzelte zögernd die Stirn.

»Ich glaube. Aber ich bin mir nicht sicher, ob ich es eines Tages sagen werde. Ich wollte heute morgen zu Ihnen, um Sie zu dem Thema zu befragen, aber Sie haben mich nicht einmal empfangen, so sehr waren Sie von Ihrer Geschichte in Anspruch genommen, davongetragen vom Hochwasser Ihres Flusses. Alles in allem war das ein Glück, denn ich hätte mich dazu hinreißen lassen, Dinge zu sagen, die ich heute abend sehr bedauern würde. Inzwischen schenke ich Ihnen mein Vertrauen nicht mehr und warte, ja, ich warte darauf, Sie fallen zu sehen. Das steigende Wasser, der Wasserfall. Der Sturz.«

»Ein merkwürdiger Satz aus dem Munde eines Bischofs.«

»Weil ich keine andere Lösung für Sie sehe. Stürzen und wieder aufleben.«

»Reden wir lieber von Laura Valhuberts Sturz. Was halten Sie von ihrem gefälschten Alibi?«

Der Bischof zuckte gleichgültig mit den Schultern.

»Jeder kann einmal das Bedürfnis verspüren zu lügen, um eine Nacht außer Haus zu verbringen«, sagte er. »Deswegen muß man in dieser Zeit noch keinen Mord begehen. Vielleicht besucht Laura einen Freund.«

»Einen Liebhaber«, verbesserte Gabriella. »Vielleicht besucht Mama einen Liebhaber.«

»Sehen Sie«, bemerkte Vitelli lächelnd, »die Kleine ist

einverstanden.«

»Also werden auch Sie von ihr verwirrt und in die Irre geführt«, bemerkte Valence. »Und das Geld? Woher beschafft sie sich das Geld für ihre Tochter? Können Sie sich wenigstens das denken?«

»Bei Ganoven«, erklärte Gabriella fast lachend.

Lorenzo Vitelli schien sich jetzt aufrichtig zu amüsieren. Valence preßte die Hände um sein Glas.

»Mama bringt mir jeden Monat Geld«, trällerte Gabriella.

»Der Lohn, den sie im Austausch für den Schmuggel gestohlener Ware vom Doryphorus erhält«, präziserte Valence.

»Ganz genau«, sagte Gabriella. »Aber Mama stiehlt nicht. Sie transportiert nur Sachen, um ihre Tochter ernähren zu können. Bald hört das auf, ich habe eine Arbeit gefunden, eine gute Arbeit. Mit Henri gab es keine andere Lösung, er hat nie zugelassen, daß sie ihren Lebensunterhalt verdiente. Das war ihm peinlich. Der Doryphorus ist ein prima Kerl. Er hat die ganzen Klempnerarbeiten hier gemacht.«

Vitelli lächelte noch immer.

»Und Sie, Monsignore, Sie finden das amüsant? Sie decken diesen Schwarzhandel, ohne ein Wort darüber zu verlieren?«

»Monsieur Valence, Laura hat mich nie damit betraut, über ihre Seele zu wachen – mit der glaubt sie ganz allein zurechtkommen zu können. Sie hat mir allein ihr Kind anvertraut.«

»Mama haßt es, wenn man in ihre Vorstellung von Moral eingreift«, kommentierte Gabriella.

»Laura Valhubert betreibt Schwarzhandel, sie lügt, sie

zieht ihr Kind mit dem Geld der Unterwelt auf, aber ihr Freund, der Bischof, verschließt die Augen, und ihre dankbare Tochter lacht darüber! Und bei all dem bin ich der Schändliche, nicht wahr?«

»Ungefähr so ist es«, sagte Gabriella.

»Das Schicksal Ihrer Mutter beunruhigt Sie also nicht?«

»Doch. Es beunruhigt mich, seitdem Sie eine persönliche Angelegenheit daraus gemacht haben. Ihrer Hartnäckigkeit ist es zu verdanken, daß Tiberius völlig verstört und halb verrückt von hier weggegangen ist. Aber Tiberius ist schnell verrückt, sobald es um Mama geht; dann wird er ganz kopflos. Ich nicht. Denn ich weiß, daß Sie nie die Oberhand über sie gewinnen werden. Sie wird sie beobachten, vielleicht wird sie lachen oder weinen, und wenn Sie dann auf sie losgegangen sind und sich den Kopf an einer Wand eingeschlagen haben, wird sie weitergehen.«

»Der besagte Sturz«, kommentierte Vitelli.

»Ihre Mutter hat ihren Mann beseitigt ... Löst so was Grauensvolles gar nichts bei Ihnen aus?«

»Das Grauen«, bemerkte Gabriella, »ist eine vage Vorstellung. Man kann grauenvoll sein, indem man eine Fliege erschlägt, und großartig, indem man einen Menschen tötet. Lorenzo, ich habe genug.«

Valence gelang es, fast ruhig zu bleiben und sich zu sagen, daß er zumindest erreicht hatte, weswegen er hergekommen war: das Geständnis, daß Gabriella regelmäßige Zuwendungen erhielt und alle hier friedlich über deren unsaubere Herkunft Bescheid wußten. Und die Erkenntnis, daß alle sich darüber amüsierten, mit Ausnahme von Henri Valhubert, der darum gestorben war. Seufzend stellte er sein Glas ab. Er brauchte nur noch seinen Bericht zu vervollständigen. Und abzureisen.

»Ihr Schützling ist eine Furie, Monsignore.«

»Damit kennen Sie sich nicht aus«, meinte Vitelli.

»Seit wann kennen sich Bischöfe mit Frauen aus?«

»Eine sehr lange Geschichte. Aus grauer Vorzeit«, antwortete der Bischof.

»Was hatten Sie mir heute morgen sagen wollen?«

»Zu spät. Suchen Sie jetzt Ihren Mörder, und lassen Sie mich meinen suchen.«

»Sie verschließen vor dem Offenkundigen die Augen?«

»Na, und?«

Lorenzo Vitelli schloß leise die Tür hinter Richard Valence und horchte, wie er die Treppe hinunterging.

»War ich, wie ich sein sollte, Lorenzo?«

»Perfekt, mein Liebling, du warst perfekt.«

»Und ich bin furchtbar müde.«

»Zynismus kommt nicht von allein, dazu braucht man eine gewisse Gewöhnung. Anfangs ermüdet einen das, das ist normal.«

»Glaubst du, er hat sich aufgeregt?«

»Ich glaube zumindest, daß er den Mut verloren hat, auch wenn er es noch nicht gemerkt hat. Das kommt noch. Ein aufrichtiger Gesprächspartner wie Tiberius ist pures Gold für Richard Valence, so etwas reizt ihn. Genau das muß man um jeden Preis vermeiden. Man muß ihn durch allgemeine Gleichgültigkeit frustrieren, seine Motivationen auf welche Weise auch immer in Frage stellen, bis er ins Gras beißt, ohne sich dessen bewußt zu sein. Ich sehe keine andere Möglichkeit für uns, ihn loszuwerden.«

»Trotzdem habe ich Angst. Du glaubst doch nicht ein Wort von dem, was er da gesagt hat, nicht wahr?«

»Ich glaube wirklich, daß Laura Henri nicht umgebracht hat.«

»Denkst du an etwas anderes?«

»Ja.«

»Etwas, das dir kein Vergnügen bereitet?«

»Auch das ist richtig.«

»Was hast du vor?«

»Abwarten.«

»Ist das gefährlich?«

»Vielleicht.«

»Ich mag dich, Lorenzo. Sei bitte vorsichtig.«

Gabriella blickte ins Leere, während sie eine Zigarette in den Händen drehte.

»Denkst du an Richard Valence?« fragte Lorenzo.

»Denkst du, daß er trotz allem etwas Unwiderstehliches hat, und fragst du dich, was das wohl sein könnte?«

»Lorenzo, du bist genau die Art Pfarrer, die ich liebe. Kaum hat man angefangen nachzudenken, da ist alles bereits entziffert, formuliert und ordentlich auf dem Tisch ausgebreitet. Du ahnst nicht, wie erholsam das ist. Vor deinem Beichtstuhl müßten sie Schlange stehen.«

Der Bischof lachte.

»Hast du auch die Antwort, was Richard Valence angeht?«

»Derlei Antworten muß man ganz allein finden, mein Liebling.«

»Verdammter, abgefeimter Bischof. Bleibst du zum Abendessen? Ich weiß, es ist spät, aber heute ist Freitag.«

»Freitag ...«, sagte Lorenzo, »das heißt Fisch.«

Richard Valence, der sein Zimmer noch wenige Stunden zuvor in vollständiger Beherrschung seiner Fähigkeiten verlassen hatte, war erbittert, diese Stabilität so schnell verloren zu haben. Er ging mit raschen Schritten. Dieser Dreckskerl von raffiniertem Bischof und sein Biest von Schützling hatten ihn in eine heikle Situation gebracht, das spürte er. Es gelang ihm nicht gänzlich, sein seelisches Gleichgewicht wiederzufinden. Wie wenn man ein sehr schweres Möbelstück verschoben hat und es einem danach nicht gelingt, dessen Füße wieder genau in Übereinstimmung mit den Abdrücken am Boden zu bringen. Oder wie wenn man es nicht schafft, ein Hemd so zusammenzulegen, wie es die Verkäuferin getan hat. Die Falten im Stoff sind da, deutlich sichtbar, man folgt ihnen, aber das Ergebnis ist nicht mehr perfekt, es ist etwas Individuelles geworden.

Wäre Tiberius jetzt vorbeigekommen, hätte er ihm gegenüber nicht mehr diese unbegründete Nachsicht gezeigt. Seit dem frühen Abend hatte er nicht nur die Ohrfeige dieses jungen Knallkopfs hinnehmen, sondern auch noch der Verachtung dieses Mädchens und den hochmütigen Reden ihres Zuhälters in Soutane die Stirn bieten müssen. Er konnte viel einstecken, bevor er zu zittern begann, aber an diesem Abend spürte er, daß nicht mehr viel kommen durfte. Eigentlich mußte er jetzt etwas essen und dann schlafen. Das würde ausreichen, um seine Ruhe wiederherzustellen. Morgen Ruggieri aufsuchen, ihm den Bericht aushändigen und den ersten Zug nach Mailand erwischen. Dann die Reaktion des Ministers abwarten und entscheiden. Sicherlich eine andere Arbeit

suchen. Sein so gewissenhafter Kollege Paul würde sich alle Fingernägel abbeißen, wenn er erführe, daß er die Wahrheit in alle Winde gestreut hatte. Nicht schade um die Fingernägel. Er würde niemandem eine Entschuldigung liefern. Plötzlich spürte er, wie seine Beine einknickten, und er stützte sich gegen eine Wand. Er hatte Hunger, ganz entschieden.

Die drei jungen Männer waren in der Nacht ebenfalls draußen auf der Straße. Tiberius lag, die Hände im Nacken verschränkt, Claudius saß neben ihm, Nero stand.

»Soll ich dir Kühlung zufächeln?« schlug Nero sanft vor.

»Nero«, entgegnete Tiberius, »warum mußt du immer so schwierig sein?«

»Ich mag es nicht, dich mitten in der Nacht auf dem Bürgersteig liegen zu sehen, den blöden Blick zu den Sternen gerichtet. Es kommen Leute vorbei und starren dich an, stell dir vor. Und du erinnerst nicht im geringsten an eine schöne antike Statue, glaub mir. Eher an einen gänzlich Zerstörten.«

»Wenn ich dir doch sage, daß ich ein toter Mann bin«, sagte Tiberius.

»Nero, hörst du denn nicht, was er sagt?« fragte Claudius. »Er stellt sich tot, er stellt sich tot, das ist alles! Du brauchst ihm nicht zuzufächeln, laß ihn in Frieden, verdammt.«

»Konnte ich doch nicht ahnen, daß er sich totstellt«, wandte Nero ein.

»Aber das sieht man doch«, entgegnete Claudius. »Das ist doch kein Hexenwerk.«

»Gut, also wenn er tot ist, ändert das alles. Wie lange dauert die Totenwache?« fragte Nero und setzte sich auf der anderen Seite von Tiberius' ausgestrecktem Körper auf den Boden.

»Das hängt von ihm ab«, sagte Claudius. »Er muß

nachdenken.«

Nero entzündete ein Streichholz und besah sich Tiberius aus nächster Nähe.

»Es sieht aus, als würde es ein ganzes Weilchen dauern«, schloß er.

»Zwangsläufig«, sagte Claudius. »Laura wird zurückfahren. Sie wird verurteilt werden und ins Gefängnis kommen.«

»Der Sonderbeauftragte?«

Claudius nickte.

»Irgend etwas kommt heute abend hoch«, fuhr Claudius fort. »Es schwitzt aus, es kriecht bis an die Kehle hoch und schnürt einem alles ab. Luras Ende bahnt sich an, und alle haben Angst und verkrampfen sich. Wenn wir mit Tiberius' Totenwache fertig sind, werde ich mich ebenfalls totstellen, und du mußt dann deinerseits bei mir Totenwache halten, Nero.«

»Und ich? Wer wird bei mir Totenwache halten? Werde ich schließlich ganz allein wie ein Idiot mit ausgebreiteten Armen auf dem Bürgersteig liegen? Warum nicht auf einem Misthaufen?«

»Haltet die Klappe«, sagte Tiberius.

Laura betrat sehr ruhig das Hotel und erklärte, Richard Valence sei über ihren Besuch informiert und erwarte sie. Der Nachtportier wunderte sich, denn es war bereits halb zwei Uhr morgens und Valence hatte keine diesbezügliche Anweisung gegeben. Trotzdem nannte er ihr die Zimmernummer und ließ sie hinaufgehen.

»Aber ich glaube, er schläft«, fügte er immerhin noch hinzu.

Seit ihrem Gespräch mit Tiberius im »Garibaldi« war Laura ganz damit beschäftigt, wie sie es anstellen würde, Richard Valence zu finden. Sie kannte die Zimmertüren des Hotels, in dem sie häufig übernachtet hatte, bevor sie ins »Garibaldi« gewechselt war. Sie waren von sehr leichter Bauart, man konnte sie mit der Spitze eines Taschenmessers öffnen. Doryphorus' Lektionen würden sich dabei als höchst nützlich erweisen. Der Doryphorus kannte sich mit Schlössern ebensogut aus wie mit Klempnerarbeiten.

Als sie das Zimmer betrat, lag Valence angezogen auf dem Bett. Er hatte nur das Jackett ausgezogen und die Krawatte gelockert, bevor er eingeschlafen war. Ungefähr so hatte sie sich das Zusammentreffen vorgestellt. Aber sie hatte nicht darüber nachgedacht, was danach geschehen würde, wie sie sich weiter verhalten würde. Jetzt stand sie in dem dunklen Zimmer, ohne recht zu wissen, was sie tun sollte. Sie ging zum Fenster, blieb dort eine Viertelstunde stehen und sah in die römische Nacht hinaus. Tiberius' Bericht hatte ihr einen richtigen Schock versetzt. Valence war es gelungen, fast alles herauszufinden, und sie war umzingelt. Warum, verdammt noch mal, war er so weit

gekommen? Es war so traurig.

Laura seufzte, wandte sich vom Fenster ab und sah ihn an. Ein Arm hing vom Bett herunter, die Hand berührte den Boden. Früher hatte sie seine Hände geliebt. Jetzt waren es, wie Tiberius gesagt hätte, Zerstörerhände geworden, und sie wußte nicht, was sie dagegen hätte machen können. Sie setzte sich auf den Bettrand, die Arme vor dem Bauch verschränkt. Selbst schlafend machte er keinen harmlosen Eindruck. Sie hätte gern etwas getrunken. Das hätte ihr bestimmt Mut für den Augenblick gemacht, in dem er erwachen würde und für den sie sich bereithalten mußte. Er durfte um keinen Preis merken, daß sie nur noch an einem seidenen Faden hing. Früher hatte sie keine Angst vor ihm gehabt. Sie hatte ihn ohne Angst anfassen können. Sie bewegte ihre Hand auf ihn zu und legte sie flach auf sein Hemd, ohne ihn zu wecken. Sie erinnerte sich an diesen Kontakt. Sie könnte versuchen, so sitzen zu bleiben, bis sie keine Angst mehr haben würde, bis sie die Ruhe wiederfinden würde, die sie früher gehabt hatte, als sie ihn liebte.

Sie hatte keine Lust mehr, zu kämpfen. Der Tod Henris, sein abstoßendes Gesicht auf dem Tisch im Leichenschauhaus, der Druck, den Édouard Valhubert auf sie ausübte, der Kleinkrieg um Gabriella, ihr Schwarzhandel, aus dem man einen Skandal machen würde, und Richard Valence, der sich in ganzer Größe gegen sie aufrichtete – das alles war zuviel auf einmal. Die Stirn auf die Faust gestützt, die andere Hand weiter auf Valences Brust gelegt, merkte Laura, wie sie für Augenblicke wegsackte. Lorenzo, Henri und Richard hatten ihr das Leben nicht leicht gemacht. Es tat ihr um Henris Ermordung nicht leid, dessen war sie jetzt sicher. Ach, hätte sie doch so einschlafen können, auf ihre Hand gestützt oder vielleicht sogar an ihn geschmiegt, und frei

von aller Angst am nächsten Tag wieder gehen können. Mein Gott, warum konnte sie das nicht tun, wo es doch so einfach war?

Auf der Suche nach etwas zu trinken stand sie langsam auf und tastete sich durch das Zimmer. Das leise Klirren des Glases schreckte Valence auf.

»Keine Angst«, sagte sie, »ich schenke mir nur ein Glas ein.«

Richard Valence machte Licht, und sie hielt sich die Hand vor die Augen. Vorbei die Dunkelheit.

»Ist es normal, daß ich Sie mitten in der Nacht in meinem Zimmer antreffe, wo Sie gerade etwas trinken?« fragte Valence und stützte sich auf einen Ellbogen.

»Ist es normal, daß du auf deinem Schreibtisch mein Todesurteil vorbereitet hast? Was ist das? Gin?«

»Ja.«

Laura verzog das Gesicht.

»Wenn es nichts anderes gibt«, sagte sie und schenkte sich ordentlich ein.

Valence war aufgestanden, fuhr sich über das Gesicht und zog das Jackett an.

»Du gehst?«

»Nein. Ich ziehe mich an.«

»Das ist klüger«, bemerkte Laura.

»Was suchst du hier? Deine Erlösung? Die bekommst du nicht.«

»Doch.«

»Nein. Wie bist du hereingekommen?«

»Durchs Fenster, wie die Vampire. Weißt du, daß Vampire nur dann ein Schlafzimmer betreten können, wenn der Schläfer es sich sehnlich wünscht?«

»Ich habe mir nicht sehnlich gewünscht, daß du in diesem Schlafzimmer erscheinst.«

»Ich weiß. Deshalb habe ich auch die Tür aufgebrochen, wie alle Leute. Vernichte den Bericht, und ich gehe.«

»Weißt du, was da alles drinsteht?«

»Ich glaube ja. Tiberius war zwar ein bißchen exaltiert, aber präzise.«

»Geh, Laura.«

»Du wirkst erschöpft.«

»Jede Ermittlung erschöpft einen. Laß mich jetzt.«

»Ist das alles, was du sagen kannst, seit ich dich wiedergesehen habe: ›Laß mich‹? Und du? Läßt du mich in Ruhe?«

»Ich habe niemanden umgebracht.«

»Ist dir eigentlich klar, was du in Frankreich für einen politischen Skandal auslösen wirst? Was geht es dich an, daß ich Henri umgebracht habe? Das ist doch deine Karriere nicht wert.«

»Stillschweigende Duldung eines Mordes – ist es das, was du von mir willst?«

»Warum nicht?«

»Warum glaubst du, ich würde da mitmachen?«

»Der schönen Geste wegen, der Erhabenheit der Seele, der Erinnerungen wegen. Wegen all dem zusammen.«

»Hör auf mit dem Gin, Laura.«

»Mach dir keine Sorgen, ich sag dir genau Bescheid, wenn ich betrunken bin. Vernichtest du den Bericht?«

»Nein. Aber ich werde deine Anwesenheit nutzen, ihn zu vervollständigen. Du stehst dich also gut mit der römischen Unterwelt? Du schmuggelst?«

»Aber nein. Mein Koffer schmuggelt. Wenn ich in Rom

ankomme, ist nichts drin. Wenn ich wieder fahre, sind lauter unglaubliche Sachen drin. Was soll ich tun? Der Koffer lebt sein Kofferleben. Wenn es ihm gefällt, einen Haufen Kram herumzuschleppen, ist das seine Sache, da werd' ich mich nicht einmischen. Man trennt sich doch nicht von einem Koffer, nur weil er von Zeit zu Zeit seine Unabhängigkeit nutzt. Er ist wie ein Kind, das ausreißt, man muß sich dran gewöhnen. Ich bin überzeugt, daß es mit jedem beliebigen Koffer von neuem losgehen würde. Ach, übrigens, neulich hat es sogar mit meiner Handtasche angefangen, ich vermute durch Ansteckung. Leicht bei der Hinreise, schwer bei der Rückreise. Gut so, Richard, mach Notizen, mach haufenweise Notizen. Geradezu magisch, diese kurzen Notizen, die sich aneinanderfügen, Laura Valhubert dies, Laura Valhubert das, Laura Valhubert versteckt ihre Tochter in einem Rattenloch, Laura Valhubert schleppt Koffer herum, und schließlich trinkt sie Gin im Zimmer ihres Folterers und ehemaligen Geliebten, nachdem sie seine Tür aufgebrochen hat. Schreib alles auf, mein Liebling, das gibt einen ganz zauberhaften Bericht. Doch, ich schwör's dir. Zauberhaft.«

»Was ist in dem Koffer?«

»Frag ihn, Richard, es ist sein Kofferleben. Ich glaube, er sammelt so alles auf, was er findet. Man hat die Koffer, die man verdient. Notier das.«

»Wie lange geht das schon?«

»Seitdem er geschlechtsreif ist. Bei Koffern kommt das früh. Was meinen angeht, so war das schon vor mindestens dreiundzwanzig Jahren. Mein Koffer ist bereits eine alte Prostituierte.«

»Bringt das was ein?«

»Nicht wenig. Was es eben so für Gabriella brauchte.«

»Schämst du dich nicht?«

»Und du?«

Valence antwortete nicht und kritzelte etwas.

»Gib dir Mühe beim Schreiben«, sagte Laura. »Das wichtigste im Leben ist, sich wirklich Mühe zu geben.«

»Wie kommt es, daß der Bischof darüber Bescheid weiß?«

»Eines Tages hat er mich zum Zug begleitet, und mein Koffer ist vor seinen Augen aufgesprungen, vermutlich war er von der Bischofsrobe so beeindruckt. Ich kann mich noch erinnern, daß der Bischof sein Brustkreuz trug, ich weiß nicht, warum. Kurz, der Koffer ist plötzlich auseinandergebrochen, hat alle Innereien von sich gegeben, und das war kein schöner Anblick, weißt du, ich habe mich für ihn geschämt.«

»Hast du das Arbeitszimmer deines Mannes durchsucht und Martelets Berichte gefunden?«

»Ja, Richard.«

»Hattest du bei deinem letzten Romaufenthalt das Gefühl, beschattet zu werden?«

»Ja, Richard.«

»Trotzdem hast du dich erneut mit dem Doryphorus und seiner Truppe getroffen.«

»Ich habe Martelet erst am nächsten Morgen bemerkt, als ich zu Gabriella ging.«

»Was hast du gedacht, als du die Berichte entdecktest? Was hast du gedacht, als du von Henris Vorhaben erfuhrt, nach Rom zu reisen?«

»Ich habe gedacht, ich sitze in der Scheiße und Henri ist ein Scheißkerl.«

»Am Samstag bist du in dein Landhaus ganz in der Nähe des Flughafens gefahren.«

»Ein sehr gefälliges Haus.«

»Du hast die Lampen programmiert und dich gegen sechs Uhr abends auf den Weg gemacht. Am späten Vormittag bist du zurückgekommen und hast die Verwalterin gerufen, damit sie dir dein Frühstück bringt. So etwas nennt man sich ein falsches Alibi verschaffen.«

»Einfach nur, sich ein Alibi verschaffen, mein Liebling. Vor Gericht ist das unverzeihlich.«

»Dann bist du erneut nach Rom gekommen. Hast tapfer die Leiche identifiziert, hast deine lieben Freunde darüber informiert, daß sie sich ruhig verhalten sollen, und darauf gewartet, daß der wunderbare Schutz der Regierung die Angelegenheit ins Vergessen sinken läßt.«

»Ganz wie du magst, mein Liebling. Schreib es, wie du denkst, ja, schreib es so, wenn es dir gefällt.«

»Du bist betrunken, Laura.«

»Noch nicht. Ich hab dir gesagt, ich geb Bescheid. Sei nicht so ungeduldig, das geht nicht so schnell, vor allem, wenn man mein Stehvermögen hat.«

»Gut«, bemerkte Valence und faltete seine Notizen zusammen. »Ich glaube, es fehlt uns nichts mehr.«

»Doch, mein Kopf im Korb.«

»Es gibt keine Hinrichtungen mehr. Das weißt du sehr gut.«

»Es ist schick, wenn du das sagst, Richard. Hast du alle Papiere über mich ausgefüllt? Du hast dich in den letzten Tagen viel um mich gekümmert. Das rührt mich. Es ist eine sehr schöne Akte. Gib sie mir jetzt.«

»Laß es bleiben, Laura.«

»Über einen Punkt hast du mich nicht befragt. Das ist der Schierling.«

»Und?«

»Wann hab ich das Gift herstellen können? Wo? Wie? Das ist doch wesentlich. Du hast die Sache mit dem Schierling vernachlässigt.«

Unwillig öffnete Valence die Akte wieder.

»Was hat das für eine Bedeutung?«

»Jede Einzelheit zählt, Richard. Du mußt die Anklage wasserdicht machen.«

»Also gut. Wo hast du den Schierling her?«

»Vom Blumenhändler, vermute ich. Er wächst weder in Paris noch bei mir auf dem Land. Na ja, zumindest hab ich nie danach geschaut. Es ist ein Doldenblütler, mehr weiß ich nicht.«

Valence zuckte mit den Achseln.

»Wo hast du den Trank zubereitet?«

»In der Flugzeugtoilette, auf einem kleinen Kocher.«

»Wo hast du ihn zubereitet, Laura? Bei dir zu Hause?«

»Nein. Beim Schlangestehen am Flughafen. Ich habe die Frau am Schalter um eine Schale und einen Stößel gebeten. So etwas ist leicht aufzutreiben.«

»Versuchst du, mich zu nerven, Laura?«

»Aber nein, ich versuche verzweifelt, dir zu helfen. Ich bemühe mich nach Kräften, herauszufinden, wo ich bloß diesen Mistschierling habe auftreiben und zubereiten können. Das Ärgerliche ist, daß ich mir nicht sicher bin, ob ich den Unterschied zwischen Schierling und Kerbel erkennen würde. Ist Henri nicht vielleicht an einer Magenverstimmung durch Kerbel gestorben?«

»Jetzt bist du wirklich betrunken«, erklärte Richard und klappte heftig die Akte zu.

»Jetzt ist es durchaus möglich. Das ändert aber nichts

daran, daß dieser Mistschierling ziemlich unangenehm ist, findest du nicht?«

»Nein.«

Laura stand auf und griff nach der Akte. Sie blätterte sie vage mit einer Hand durch, während sie mit der anderen ihr Haar aus dem Gesicht strich. Seufzend ließ sie die Blätter auf den Boden fallen.

»Was für ein Blödsinn, Richard«, sagte sie. »All diese Zeilen, eine unter der anderen, wie erbärmlich. Verstehst du denn nichts? Merkst du denn nichts?«

Jetzt kamen die Tränen. So sind die Frauen eben, dachte sie flüchtig. Sie rieb ihre Nasenwurzel, um die Tränen zu unterdrücken.

»Verstehst du denn nichts? All diese Abscheulichkeiten? Dieses Flugzeug, der Hin- und Rückflug in einer Nacht? Der Schierling? Dieser widerliche Mord wegen einer Geldgeschichte? Begreifst du denn gar nichts?«

Die Tränen hinderten sie daran, normal zu reden. Sie mußte schreien: »Was hast du mir da angehängt, du Dreckskerl? Du hast mir eine Ladung Blut aufgehalst und willst jetzt, daß ich sie dir bis zum Gericht schleppe? Verstehst du denn nicht, daß ich Henri nicht angerührt habe? Daß ich niemals irgendeinen Menschen angerührt habe? Gabriella versteckt, ja, den Wunderkoffer, ja, all das, alles, was du willst! Aber nicht der Schierling, Richard, nicht der Schierling! Du bist ein einziger mieser Scheißkerl, Richard. Samstag abend habe ich die Lampen programmiert, ja, und ich bin in der Nacht nicht mehr nach Hause gekommen, ja. Aber ich war nicht in Rom, Richard, nicht in Rom! Schließlich mußte ich die Hehler warnen, jetzt wo Henri im Begriff stand, unser Ding auffliegen zu lassen. Ich bin die ganze Nacht herumgefahren, um ihnen zu sagen, daß sie aufpassen sollen. Erst morgens bin ich

wieder zurückgekommen. Und dann hat man mich angerufen, um mir zu sagen, daß Henri umgebracht worden ist. Ist dir denn nicht klar, daß ich unfähig bin, Schierling in einem Radieschenbeet zu finden? Mir ist dieser Schierling scheißegal! Scheißegal!«

Laura suchte nach einem Sessel, ließ sich hineinfallen und verbarg ihr Gesicht in den Armen. Richard Valence sammelte die auf dem Boden verstreuten Blätter ein.

»Glaubst du mir?« fragte sie.

»Nein.«

Laura hob den Kopf und fuhr sich über die Augen.

»Ganz recht, Richard. Sammel deinen ›Fall Valhubert‹ nur ordentlich wieder ein. Bring alles wieder schön in Ordnung und schick es den Bullen. Und dann fahr, aber fahr auch wirklich, verdammt, fahr!«

Sie stand auf. Ihre Atembeklemmung hinderte sie, gerade zu gehen. Sie suchte die Tür.

»Bringst du das alles morgen früh zu deinem kleinen Scheißbullen?«

»Ja«, antwortete Valence.

»Als du dich vor zwanzig Jahren verdrückt hast, hab ich geschrien. Jahrelang habe ich mich darauf konzentriert, dein Bild nicht zu verlieren. Und als ich dir neulich abend begegnet bin, war ich ergriffen. Jetzt wünsche ich, daß du deine miese Akte abgibst, ich wünsche, daß du fährst, und ich wünsche, daß das Leben dafür sorgt, daß du vor Überdruß deine Seele aushauchst.«

Valence sah ihr nach, wie sie den Flur bis zur Treppe hinunterging und dann die erste Stufe verfehlte. Er lächelte, machte die Tür wieder zu und schloß sie diesmal zweimal ab. Er hatte es immer gemocht, wenn Laura

betrunken war. Das steigerte noch die vage Lässigkeit ihrer Bewegungen. Bereits in nüchternem Zustand gelang es ihr, den Eindruck zu erwecken, sie sei leicht angetrunken. Er hätte sie besser begleiten sollen, aber sie hätte es abgelehnt, und er hatte im Moment auch nicht daran gedacht.

Er bedauerte diese Auseinandersetzung mit Laura nicht. Eine Stunde lang hatte er sie sehr bewundert, ohne Verwirrung, als beschaulicher Betrachter von Haltungen, deren Einzigartigkeit er vergessen hatte, als Betrachter ihres gebogenen Profils, das sich so vollendet verkrampft hatte, als sie weinte, als Betrachter jener nur halb ausgeführten Gesten, mit denen sie alle Dinge flüchtig berührte. Er achtete ihren so natürlichen Mut, mit dem sie es, wahrscheinlich besser als früher, verstand herauszufordern, zu weinen, zu beschimpfen und zuletzt auf herrliche Weise überwältigt zu gehen. Der verführerische Reiz dieses Schwankens zwischen Verachtung und Aufgabe war in den vergangenen zwanzig Jahren erhalten geblieben. Früher hatte ihn das aufgewühlt. Jetzt hatte er nur starke Kopfschmerzen. Komplett angezogen ging er wieder zu Bett.

Es war spät, fast schon Zeit zum Mittagessen, als Valence am nächsten Tag in Ruggieris Büro vorstellig wurde. Er war aus dem Schlaf hochgeschreckt und hatte rasch sein Möglichstes getan, um seinen zerknitterten Anzug zu glätten. Schon lange hatte er nicht mehr derart vernachlässigt das Haus verlassen. Nachdem Laura gegangen war, hatte er schlecht geschlafen, und der Schlaf war nicht erholsam gewesen. Er hatte einen schweren Druck auf der Stirn.

Ruggieri war nicht da. Valence stampfte im Gang mit dem Fuß auf. Wenn er Ruggieri nicht fände, würde er am Abend nicht in Mailand sein. Keiner der im Büro verbliebenen Mitarbeiter konnte ihm Auskunft geben. Er solle später wiederkommen.

Valence ermüdete sich damit, zwei Stunden durch die Stadt zu laufen. Das Bild des Zuges, der ihn von Rom wegbringen würde, wurde jetzt geradezu zwanghaft. Er ging am Hauptbahnhof vorbei, um sich nach den Abfahrtszeiten zu erkundigen. Mit den Zeiten in der Tasche fühlte er sich der Abfahrt materiell etwas näher. Er hatte das Gefühl, es würde ihm erst wieder gut gehen, wenn er im Zug säße, als würden seine Kopfschmerzen erst im Zug verschwinden, als könnte noch irgend etwas Unangenehmes auftauchen, wenn er hier zu lange verweilte. Er blieb vor einem Schaufenster stehen und betrachtete sich. So unrasiert, fand er, wirkte er wie auf der Flucht, und wieder überkam ihn, genau wie am Vorabend, als er sich an eine Mauer lehnen mußte, das quälende Gefühl, seine Kraft würde in Blöcken schwinden. Er kaufte einen Rasierapparat, suchte ein Café

und rasierte sich auf der Toilette. Mit den Fingern brachte er seine Haare wieder in Ordnung, die durch das nächtliche Schwitzen im warmen Zimmer verklebt waren. Wenn man nicht aufpaßte, packte einen die Schwüle Roms schneller, als man dachte. Er hielt Arme und Oberkörper unters Wasser, knöpfte das nasse Hemd wieder zu und fühlte sich für einen neuerlichen Besuch bei Ruggieri nun besser gewappnet. Vorausgesetzt, dieser Idiot wäre ins Büro zurückgekommen. Er hatte gerade noch sechs Stunden bis zur Abfahrt des Zuges.

Ruggieri war nicht wieder ins Büro gekommen. In den Räumen herrschte große Betriebsamkeit. In der vergangenen Nacht war gegen drei Uhr morgens auf der Via della Conciliazione jemand ermordet worden. Man hatte dem Opfer die Kehle durchgeschnitten, der Kopf war fast vom Leib abgetrennt worden. Das erzählte ihm ein junger Polizist, der im Gang matt auf einer Bank saß. Er hatte den Anblick nicht ertragen.

»Mir hat sich plötzlich alles gedreht«, sagte er leise. »Es heißt, man gewöhnt sich allmählich dran.«

»Ist Ruggieri seit heute morgen dort?« fragte Valence ungeduldig.

»Aber ich habe keine Lust, mich an so einen Anblick zu gewöhnen. Das ganze Blut auf der schwarzen Kleidung, und die Tauben drumherum ...«

Der junge Mann schluckte, und Valence versetzte ihm einen kräftigen Schlag in den Rücken, um ihn wieder aufzurichten.

»Ruggieri?« wiederholte er.

»Ruggieri ist seit heute morgen dort, bei ihr, bei der Toten«, antwortete der junge Polizist. »Er sagt, er will sich persönlich darum kümmern, auch wenn es nicht sein Viertel ist. Er war völlig aus der Fassung. Der Fall

Valhubert geht jetzt weiter.«

»Bei *ihr*?« keuchte Valence. »Ruggieri ist bei *ihr*?«

Seine Hand umklammerte die Schulter des Jungen. Er hörte sich mit fast unhörbarer Stimme sprechen.

»Wer ist *sie*?«

»Ich weiß ihren Namen nicht, Signore. Ich weiß nur, daß sie ermordet wurde.«

»Beschreib sie, verdammt noch mal!«

»Ja, Signore. Sie hat ein schönes Gesicht und ist vielleicht vierzig oder auch ein bißchen älter, ich weiß es nicht. Mit all dem Blut ist das nicht leicht zu erkennen. Sie hat schwarzes Haar über dem Gesicht und eine durchgeschnittene Kehle. Außerdem ist da noch ein Bischof, der sie offenbar gut gekannt hat, und ein junger Mann, der einen Kaisernamen trägt und dem es fast so dreckig ging wie mir.«

Valence schloß die Augen. Sein Körper war gerade in einen Haufen unkontrollierbarer Stücke zerschellt. Er spürte, wie sein Herz in den Beinen und im Nacken pochte, und dieses Dröhnen machte ihn wahnsinnig.

»Die Adresse!« rief er, »schnell, die Adresse!«

»Ziemlich weit oben auf der Via della Conciliazione, wenn man auf den Petersdom zuläuft, links.«

Valence ließ ihn sitzen und stürzte hinaus. Er konnte jetzt kein Taxi nehmen. Die Vorstellung, mit jemandem sprechen zu müssen, eine Adresse angeben, Geld hervorholen, ruhig auf der Rückbank eines Wagens sitzen zu müssen, erschien ihm unerträglich. Er ging zu Fuß und rannte, wenn er konnte. Warum, ja warum nur hatte er sie nicht zurückbegleitet? Von seinem Hotel bis zum »Garibaldi« hatte sie direkt über die Engelsbrücke, dann die Quais und schließlich die Via della Conciliazione

entlanggehen müssen. Um drei Uhr morgens, als er gerade wieder eingeschlafen war, war sie langsam die Straße hochgegangen, leicht gebeugt, mit den Armen die Schöße ihres schwarzen Mantels zurückhaltend. Gewiß hatte sie nachgedacht, während sie mit etwas unsicheren, ausholenden Schritten lief, ein bißchen betrunken, ein bißchen abwesend. Und man hatte sie getötet.

Schon von weitem sah er die Gruppe von Polizisten, die eine Straßenseite abgesperrt hatten. Er rannte. In seiner Jacketasche hatte er den Bericht, den er am selben Morgen in einen Umschlag gesteckt hatte. »Was für ein Blödsinn, mein armer Richard! Verstehst du denn nichts? Merkst du denn nichts?« Was hätte er denn merken sollen? Was?

Als Valence bei Ruggieri ankam, hörte dieser gerade einem Zeugen zu. Die Leiche lag unter einer Plane, und zehn Bullen standen um sie herum. Ruggieri sah ihn näher kommen.

»Sie sind außer Atem, Monsieur Valence«, bemerkte er.

»Man hat mir gesagt, daß Sie mich gesucht haben. Tut mir leid, daß ich Sie nicht angerufen habe, aber Sie verstehen, das hier ... Ich hatte wirklich keine Zeit. Das ändert alles. Ich befürchte, wir waren von Anfang an auf dem falschen Weg.«

Ruggieri wandte sich wieder dem wartenden Zeugen zu. Er war schweißgebadet.

Valence näherte sich der abgedeckten Leiche, bückte sich und stützte beide Hände aufs Pflaster. Der Boden schien ihm nicht stabil. Eine der Polizisten wollte ihn zurückdrängen.

»Lassen Sie ihn«, meinte Ruggieri. »Er darf es sehen. Ich warne Sie, Monsieur Valence, es ist schwer zu ertragen, aber wenn Sie unbedingt wollen ...«

Valence atmete heftig und gab dem Polizisten ein Zeichen.

»Heben Sie die Plane hoch«, sagte er leise.

Der Beamte verzog das Gesicht, stieg über die Leiche und schob die Plane zurück. Ruggieri achtete auf Valence. Seit dem Morgen hatte es bereits drei Ohnmächten gegeben, und Valences fahles Gesicht verhieß nichts Gutes. Aber Valence wurde nicht ohnmächtig. Im Gegenteil, er schien sich zu entspannen.

»Maria Verdi«, murmelte er und erhob sich schwerfällig.

»Maria Verdi, das Heilige-Gewissen-der-geweihten-Archive der Vaticana.«

»Wußten Sie das nicht?«

Valence machte eine Bewegung, die besagte, er wolle nichts mehr hören. Er streckte die Hand aus, um die Plane wieder über das regelmäßige, verkniffene Gesicht der Italienerin zu schlagen, und erst jetzt begann diese Hand heftig zu zittern.

»Sie sind müde, Monsieur Valence«, sagte Ruggieri. »Sie können gehen und mich in meinem Büro erwarten, ich bin hier fast fertig.«

Eine Bahre kam. Die Leiche wurde hochgehoben, und die Wagentüren schlugen hinter ihr zu. Valence wandte sich zum Gehen.

Das Hotel »Garibaldi« war nur einen Steinwurf entfernt. Laura saß auf einem hohen Hocker an der Bar und sah aus, als schere sie sich einen feuchten Dreck um ihre gesamte Umgebung. Valence setzte sich neben sie und bestellte einen Whisky. Er zitterte noch immer leicht. Laura sah ihn an.

»Ich möchte allein sein«, erklärte sie.

Valence biß sich auf die Lippen. Es war besser, zu warten, bis er einen Schluck Whisky getrunken hatte, bevor er redete, um ihr gegenüber ebenso entspannt sein zu können wie in der vergangenen Nacht.

»Heute morgen ist etwas passiert«, sagte er schließlich und stellte sein Glas ab.

»Mein armer Richard, wenn du wüßtest, wie egal mir das ist.«

»Jemand hat Maria Verdi, dem Gewissen der Vaticana, morgens um drei in der Via della Conciliazione den Hals durchgeschnitten.«

»Was hat man der armen Frau vorgeworfen?«

»Ich weiß es noch nicht. Kanntest du sie?«

»Natürlich. Flüchtig. Seitdem ich um die Vaticana rumschleiche. Maria war schon da, als Henri noch studierte. Die Jungen erzählen mir oft von ihr.«

»Wo warst du vergangene Nacht um drei?«

»Fängst du schon wieder an? Eröffnest du ein neues Kapitel?«

»Du bist gegen halb drei bei mir weggegangen. Man braucht eine Viertelstunde bis zur Via della Conciliazione, wenn man nüchtern ist, und eine halbe, wenn man betrunken ist.«

»Schreibst du heute nicht? Machst du dir heute keine Notizen? Glaubst du, ich rede einfach so ins Leere, ohne jemanden, der meine Sätze festhält? Du träumst, Richard. Los, geh, ich habe keine Lust mehr, dich zu sehen.«

Valence rührte sich nicht.

»Dann gehe eben ich«, sagte Laura und ließ sich vom Hocker gleiten.

Sie durchquerte die Bar.

»Übrigens, Richard«, erklärte sie von der Tür aus, ohne sich umzudrehen, »ich bin letzte Nacht nicht durch die Conciliazione gegangen. Arrangier dich damit. Versuch herauszufinden, ob ich lüge oder nicht. Das wird dich beschäftigen.«

Valence ging zurück ins Hotel, um sich vollständig umzuziehen. Er zog den Valhubert-Bericht aus dem Jackett und warf ihn auf den Tisch. Mit dem neuen Mord mußte er sich das alles noch einmal vornehmen. In ein paar Stunden waren die Dinge erheblich komplizierter geworden, und das Schlimmste war, er fühlte sich in diesem Augenblick unfähig, irgend etwas zu verstehen. Seit dem Aufstehen hatten die Ereignisse ihn von Ort zu Ort getrieben, ohne daß er seinen Körper hätte kontrollieren können. Der Zug nach Mailand fuhr in zwei Stunden, die Rettung war in Reichweite. Noch hatte er Zeit, alles aufzugeben, aber schon diese Entscheidung schien ihm zu kompliziert. Er freute sich beinahe, als er Tiberius erneut auf seinem Posten vor dem Hoteleingang entdeckte. So wäre er auf dem Weg zu Ruggieris Büro nicht allein. Ja, es schien ihm beinahe natürlich, daß er ihn mit so hartnäckiger Treue verfolgte.

»Du siehst nicht aus, als ginge es dir gut«, bemerkte Valence.

»Du auch nicht«, erwiderte Tiberius.

Valence steckte den Hieb mit einer gewissen Steifheit ein. Aber er fühlte sich zu elend, um Tiberius in die Schranken zu weisen.

»Was treibt dich dazu, mich zu duzen?« fragte er nur.

»Ehrenbezeugung der Fürsten für die im Sterben Liegenden«, kommentierte Tiberius.

»Das ist ja heiter.«

»So traurig ist es gar nicht. Ich war gestern abend ja auch tot.«

»Ach ja?«

»Claudius und Nero haben bis zwei Uhr morgens Totenwache bei mir gehalten. Dann ist Nero vor Müdigkeit wie ein Stein auf den Bürgersteig gefallen, und Claudius hat mir nahegelegt, es wäre jetzt vielleicht genug. Daraufhin sind die beiden schlafen gegangen, und ich bin ein bißchen herumgelaufen, bevor ich nach Hause ging. Seitdem Lorenzo mich von der Ermordung des Heiligen-Gewissens informiert hat, geht es erheblich besser, auch wenn ich Maria mochte und mir nach dem Anblick, wie sie ausgebreitet da lag, für zwei Stunden speiübel war. Und wenn es mir besser geht, geht es Ihnen logischerweise weniger gut.«

»Das erklär mir mal.«

»Laura hat das Heilige-Gewissen nicht umgebracht, das ergäbe keinen Sinn. Die beiden Frauen hatten keinerlei Beziehung zueinander. Was hätte das Heilige-Gewissen also Bedrohliches über Laura wissen können? Nichts. Das Heilige-Gewissen weiß ohnehin nicht viel, von den Büchern der Vaticana einmal abgesehen. Also kommen wir auf die Ausgangshypothese zurück, auf den Michelangelo. Und damit entzieht sich Laura Ihnen. Sie entzieht sich Ihnen, und ich atme durch. Jetzt werden Sie erneut ganz schön rennen müssen, um sie einzuholen. Sie werden ganz schön nachdenken müssen.«

»Es gelingt mir nicht, nachzudenken, Tiberius. Gehen wir ein Stück.«

»Es geht Ihnen nicht gut, das freut mich. Der Mord kommt Ihnen ungelegen. Er ist unfafßbar und abscheulich, nicht wahr?«

»Ich hatte zunächst geglaubt, Laura sei die Kehle durchgeschnitten worden.«

»Waren Sie enttäuscht?«

»Nein. Erleichtert. Deshalb hatte ich noch gar keine Zeit, über die Bedeutung dieses neuen Mordes nachzudenken. Ich habe es nur geschafft, mich davon zu überzeugen, daß Laura Valhubert noch lebt.«

»Lieben Sie sie noch?« fragte Tiberius und verzog das Gesicht.

Valence blieb stehen und musterte Tiberius, der mit im Rücken verschränkten Armen und unschuldigem Gesicht weit in die Ferne blickte.

»Hat sie es dir erzählt?«

Tiberius nickte. Valence setzte sich wieder in Bewegung.

»Also«, fuhr Tiberius fort, »Sie haben mir nicht geantwortet. Lieben Sie sie noch?«

Valence schwieg erneut. Er war es nicht gewohnt, derart schonungslos befragt zu werden.

»Nein«, sagte er.

»Um so besser«, bemerkte Tiberius.

»Warum?«

Tiberius sah ihn an.

»Schließlich waren Sie am Abend von Henris Tod in Italien, nicht? Mailand ist nicht so weit von Rom. Und wenn Sie Laura noch immer liebten ... Aber niemand hat daran gedacht, Sie zu fragen, was Sie an dem Abend getan haben.«

»Du bist blöd«, sagte Valence. »Ich bin mit Ruggieri verabredet, ich verlasse dich jetzt.«

»Ich warte in jedem Fall draußen auf Sie.«

Die Tür zum Büro des Inspektors stand offen. Valence trat ein und setzte sich.

»Nun, Monsieur Valence«, begrüßte ihn Ruggieri, »haben Sie sich von Ihrer Aufregung erholt?«

Valence hob rasch die Augen. Ruggieri reagierte sofort mit einer beruhigenden Geste.

»Ich bitte Sie«, erklärte er, »ich wollte Sie nicht kränken. Es lohnt sich nicht, beim kleinsten Funken Feuer zu fangen.«

Valence streckte die Beine aus.

»Wie hat man die Frau mitten in der Nacht aus dem Haus locken können, um ihr die Kehle durchzuschneiden?« fragte er.

»Man hat sie nicht aus dem Haus gelockt. Wer Maria Verdi näher stand, kannte ihre Macken. Sie erzählte sie einem mit dem größtem Vergnügen. Ein- oder zweimal in der Woche ging sie, wenn sie nachts nicht schlafen konnte, zu der ganz in der Nähe ihrer Wohnung gelegenen Via della Conciliazione, um sich vor den Petersdom zu stellen, an den sie ein stummes Gebet richtete. Das war eine alte Angewohnheit von ihr, die sie angenommen hatte, seitdem sie einmal des Nachts ›etwas Weißes‹ gesehen zu haben meinte, das die Kuppel unserer großen Kirche erleuchtete.«

»Nehmen wir das einmal an. Wer wußte davon?«

»Alle, die in der Bibliothek regelmäßig mit ihr zu tun hatten, und alle, die sich die Geschichte lachend weitererzählten, zum Beispiel auch die Benutzer, denke ich. Es war sehr viel leichter, sie auf der Straße zu ermorden als bei ihr zu Hause. Niemand war Zeuge des Verbrechens. Der Mörder muß sie von hinten gepackt, ihr die Arme im Rücken festgehalten haben und mit einem einzigen Schnitt über ihre Kehle gefahren sein, ohne ein zweites Mal anzusetzen. Man braucht eine verdammte Kraft oder eine verdammte Entschlossenheit für einen

solchen Coup. Danach wurde ihre Leiche unter einen parkenden Lieferwagen geschoben. Deshalb hat man sie heute morgen erst recht spät gefunden.«

»Wie ist Ihre Meinung?«

»Einfach. Maria Verdi hat nichts mit den internen Dramen der Familie Valhubert zu tun. Gewiß kannte sie Gabriella, wie alle im Vatikan. Aber da hörten ihre Beziehungen zu den Valhuberts auch schon auf. Folglich ist die Chance groß, daß Maria Verdi wegen der Bibliothek umgebracht wurde. Sie war diejenige, die die Leihzettel ausstellte und über die Archive wachte.«

»Wollen Sie damit sagen, daß wir wieder auf den Michelangelo zurückkommen?«

»Nach einem langen Umweg, ja. Es ist anzunehmen, daß der von Henri Valhubert für seine Reise angeführte Grund tatsächlich der richtige war, der Dieb sich bedrängt fühlte und sich Valhubert rasch vom Halse geschafft hat. Alles deutet jetzt darauf hin, daß Maria Verdi, seit dem Mord gewarnt, in bezug auf die Diebstähle irgend etwas entdeckt und sich, vermutlich aus Dummheit, verraten hat. Alle sind sich einig, daß sie nicht sehr helle war. Ich neige zu der Annahme, daß der Dieb ein Bibliotheksbenutzer ist, den sie gut kannte, ja, den sie mochte. Bestimmt hat sie versucht, mit ihm zu reden, um ihn zur Vernunft zu bringen, und zwar mit naiver Vertrauensseligkeit, was ihr Schicksal besiegelte.«

»Könnte uns in diesem Falle nicht noch einmal der Bischof behilflich sein?«

»Ich habe ihn gleich nach der Entdeckung von Maria Verdis Leiche anrufen lassen. Ich habe versucht, ihn zum Reden zu bringen, aber er bleibt verschlossen. Vielleicht hatte Maria Verdi ihm etwas anvertraut, vielleicht nicht. Einstweilen schweigt er, er sagt, er wisse nicht, was er

sagen solle. Wenn er weiter auf eigene Faust handelt, gerät er noch in Gefahr. Wenn ich recht informiert bin, war er gestern in Ihrem Hotel, um Sie dringend zu sprechen, oder?«

»Sie sind gut informiert, aber ich habe ihn nicht empfangen. Ich habe ihn am Abend wiedergesehen, aber da hatte er bereits beschlossen, alles für sich zu behalten.«

»Er muß einen guten Grund für sein Schweigen gehabt haben, und bestimmt ist es nicht die Angst, selbst umgebracht zu werden. So wie ich den Mann einschätze, mangelt es ihm nicht an Mut. Dafür ist er fähig zu tiefer Anhänglichkeit, siehe das Beispiel Gabriella oder der drei jungen Männer, die sich unter seine Fittiche begeben haben.«

»Oder Laura Valhubert.«

»Natürlich. Außerdem hat er durch seine lange Tätigkeit im Beichtstuhl offensichtlich eine ganz persönliche Vorstellung von Gerechtigkeit wie von Gut und Böse entwickelt. Was wir Komplizenschaft nennen würden, würde er als Wahrung des Beichtgeheimnisses bezeichnen. Ich denke mir, daß für ihn Fehler direkt mit der göttlichen Allmacht verhandelt werden können, ohne über ein irdisches Gericht zu laufen. Aus all diesen Gründen halte ich ihn für fähig, zu schweigen, um jemanden zu schützen, der ihm am Herzen liegt. Und ich befürchte, daß nichts dieses hartnäckige Schweigen erschüttern kann.«

»Wen sollte er beschützen?«

Ruggieri breitete seufzend die Arme aus.

»Der Bischof hat viele Freunde, mehr kann man nicht sagen.«

»Wie sieht Ihr Programm aus?«

»Um fünf nehmen wir eine Hausdurchsuchung bei Maria Verdi vor. Hier ist die Adresse, falls es Sie interessiert. Sie hat keine Familie, keine engen Freunde, kurz, niemanden in ihrer Umgebung, den man befragen könnte. Was wollten Sie mir heute morgen so Wichtiges sagen?«

Valence lehnte sich zurück. Laura Valhuberts Koffer, bei der Hinfahrt leicht und bei der Rückfahrt schwer. Ihr gefälschtes Alibi am Mordabend, die Berichte des Detektivs Martelet. Er neigte dazu, das alles für sich zu behalten, denn einstweilen sah er in dieser Konstruktion keinen Platz für die Leiche von Maria Verdi, auch wenn Laura sich zur Tatzeit durchaus in der Nähe befunden hatte. Vielleicht würde das noch kommen.

»Nichts Bedeutendes weiter«, sagte Valence.

»Jetzt fangen Sie also auch noch an zu schweigen? Das ist ja eine wahre Manie. Alle leiden hier allmählich unter Gedächtnisverlust.«

»Regen Sie sich nicht auf, Ruggieri.«

»Ich rege mich auf, wann ich will. Sie haben nicht das Exklusivrecht, sich aufzuregen.«

An eine Straßenlaterne gelehnt, wartete Tiberius vor dem Polizeibüro auf Valence.

»Hast du heute schon was gegessen?« fragte ihn Valence.

»Ja, aber ich könnte schon wieder.«

»Dann komm mit. Vor der Hausdurchsuchung bei Maria Verdi habe ich eine gute Stunde Zeit. Verfolgst du mich auch da hin?«

»Ich glaube nicht. Ich habe eine Verabredung.«

»Paß auf, Tiberius. Ich habe den Gedanken an Laura Valhuberts Schuld nicht aufgegeben, ganz im Gegenteil.«

»Sehr gut. Dann komme ich.«

»Diese Beschattung ist die beste, die ich je erlebt habe.«

»Sind Sie schon mal beschattet worden?«

»Noch nie.«

Richard Valence und Tiberius kamen zu spät und ohne Eile zur Hausdurchsuchung beim Heiligen-Gewissen-der-Archive. Sie hatten sich auf einer Café-Terrasse an der Piazza Santa Maria in Trastevere aufgehalten, wohin Tiberius Valence mit dem Argument geführt hatte, das sei »der blöde kleine Platz, den er mochte«. Ohne sich abzusprechen, hatten sie jegliche Diskussion über den Fall beiseite geschoben und anderthalb Stunden damit verbracht, die Frage zu entscheiden, welches Getränk am besten und in kürzestmöglicher Zeit mit dem größten Vergnügen den Durst lösche. Wir dürfen immer nur einen Parameter verändern, sagte Tiberius, sonst bringen wir alles durcheinander. Wir können beschließen, die Frage

der Farbe der Flüssigkeit gesondert zu prüfen, oder die Frage des Sprudeln oder die Frage nach der Bitterkeit. Durch das Sprudeln verliert man Zeit beim Trinken, bemerkte Valence. Das stimmt, räumte Tiberius ein, als sie die Gruppe Polizisten erreichten, die das Haus des Heiligen-Gewissens abriegelten, aber was beweist, daß es die Absorptionsgeschwindigkeit ist, die den Durst löscht? Nichts. Wir haben das als Ausgangspostulat hingestellt, aber wir haben es nicht bewiesen.

»Warte einen Augenblick auf mich«, sagte Valence und hielt ihn am Arm zurück. »Hier passiert etwas Außergewöhnliches. Bleib da, es ist dir nicht gestattet, mich zu begleiten.«

»Sie brauchen mir nicht zu sagen, daß ich warten soll«, erwiderte Tiberius und lehnte sich an ein Auto. »Solange Sie nicht von Laura ablassen, werde ich nicht von Ihrer Seite weichen, denn ich vertraue Ihnen nicht.«

»Ausgezeichnete Vorkehrungen, Tiberius.«

Valence lief rasch zum Hauseingang. Aus einem Fenster im ersten Stock rief ihn Ruggieri.

»Monsieur Valence, kommen Sie bitte herauf! Das müssen Sie sich ansehen, bevor wir aufräumen!«

»Was gibt's denn so Außergewöhnliches?« fragte Valence und sah nach oben.

»Als wir ankamen, waren die Siegel aufgebrochen. Die Wohnung ist verwüstet.«

»Scheiße.«

Valence wies auf seine Uhr und machte Tiberius damit von weitem deutlich, er werde länger brauchen als vorgesehen. Tiberius gab ihm zu verstehen, das sei nicht schlimm, er danke aber für den Hinweis. Valence ging zur Wohnung hinauf. Das Bett war umgeworfen worden, die

Bilder und religiösen Kalender waren von den Haken gerissen, die Schubladen ausgeleert und die chinesischen Porzellanvasen umgestürzt.

Valence ging durch den Raum, ohne etwas anzufassen. Ruggieri war wütend.

»Was für eine Dreistigkeit, die Siegel aufzubrechen – können Sie sich so etwas vorstellen? Der Typ hat zehn Minuten lang hier rumgewühlt, bis der Nachbar dazugekommen ist. Zehn Minuten, Zeit genug, um massenweise Dinge zu finden. Das Ganze ist fast zwei Stunden her.«

»Woher weiß man, daß es sich um einen Mann handelt?«

»Der Nachbar hat ihn gesehen. Er hat sogar mit ihm gesprochen.«

»Perfekt.«

»Nicht ganz. Über das Gepolter verwundert, das nicht aufhörte, hat der Nachbar am Ende beschlossen, nachzusehen. Als er am Treppenabsatz ankam, machte gerade ein Mann die Tür zu, weshalb er nicht gesehen hat, in welchem Zustand die Wohnung war. Hier seine Aussage:

»Der Mann hat mir gesagt, er sei von der Polizei, seine Kollegen würden gleich kommen, meine Nachbarin sei heute morgen ermordet worden. Das wußte ich bereits. Ich habe kein Mißtrauen geschöpft. Wir haben noch eine Minute über die nächtlichen Spaziergänge von Signora Verdi zu Sankt Peter gesprochen, dann ist er gegangen. Vielleicht ist er groß, oder vielleicht auch nicht, auf jeden Fall altmodisch und nicht jung. Er trägt eine Brille. Eigentlich habe ich nicht aufgepaßt. Für mich ähneln sich alle Bullen. Ich kann Ihnen aber sagen, daß er Linkshänder ist. Als wir uns die Hand gegeben haben, gab er mir die linke. Man weiß nie, wie man es anstellen soll,

wenn man einem Linkshänder die Hand gibt.«

Frage: Hielt er etwas in der anderen Hand?

Antwort: Nein. Er hatte sie in der Tasche.

Frage: Trug er Handschuhe?

Antwort: Nein. Er hatte bloße Hände.

Frage: Ist das alles, woran Sie sich erinnern?

Antwort: Ja, Signore.««

Ruggieri faltete die Aussage zusammen.

»Sehen Sie, Valence, solche Zeugen können sich zum Teufel scheren. Was haben die Leute nur an den Augen, verdammt?«

»Das ist doch schon mal gar nicht schlecht. Der Typ muß ein Papier gesucht haben, nicht einen Gegenstand.«

»Wieso das?«

»Sehen Sie sich die Wohnung an, Ruggieri: Die Matratze ist vom Bett gezogen, die Bücher sind aufgeschlagen, die Bilderrahmen aufgebrochen ... Was kann man da anderes finden als ein Blatt Papier?«

»Eine getrocknete Blume«, schlug Ruggieri vor und gähnte.

»Was ist mit Fingerabdrücken?«

»Im Augenblick noch nichts. Wir fangen gerade an. Möglicherweise hat der Typ bei der Suche Handschuhe getragen. Man darf sich auf die Beschreibung des Nachbarn nicht allzusehr verlassen: Nichts ist leichter zu simulieren als das Alter. Genaugenommen ist er nicht mal sicher, daß es sich um einen Mann handelt. Also können wir gleich sagen, daß wir nichts wissen. Ist der Besucher Ihrer Ansicht nach auch der Mörder?«

»Kaum anzunehmen. Wenn der Mörder von einem

Beweisstück wußte, das vernichtet werden mußte, hätte er das vor dem Mord getan, was ein leichtes gewesen wäre, da Maria tagsüber nicht zu Hause ist. Es ist eher jemand, der von dem Mord überrumpelt wurde und die Hausdurchsuchung gefürchtet hat.«

»Natürlich, das ist möglich. Wir werden hier alles genauestens unter die Lupe nehmen. Nichts beweist, daß der Besucher gefunden hat, was er suchte. Die Schritte des Nachbarn auf der Treppe haben ihn wahrscheinlich unterbrochen. Hätte Maria etwas verstecken wollen, wo hätte sie es Ihrer Ansicht nach hingetan?«

Vom Fenster aus beobachtete Richard Valence seinen Schatten Tiberius auf der Straße. Dieser lehnte noch immer an dem Auto und beobachtete aufmerksam die Passanten, wobei es so aussah, als spielte er etwas. Wenn man genauer hinsah, bemerkte man, daß seine Aufmerksamkeit den Beinen der Frauen galt.

»Das weiß ich nicht, Ruggieri«, antwortete Valence. »Ich werde Ihre Frage jemandem stellen, der Maria gut kennt. Halten Sie mich auf dem laufenden.«

»Was hast du beobachtet, Tiberius?« fragte Valence.

»Die Fesseln der vorübergehenden Frauen.«

»Interessiert dich das?«

»Sehr.«

»Verfolge mich bis zum Hotel. Ich erzähl dir, was sich da oben tut.«

Valence machte beim Gehen nie eine unnötige Bewegung mit seinem großen Körper. Das hatte Tiberius begriffen. Diese kraftvolle Mechanik, die ihm anfangs bedrohlich und feindselig erschienen war, begann ihn zu verführen. Um so wachsamer mußte er jetzt sein.

Als Tiberius nach Hause kam, hatten Claudius und Nero bereits zu Abend gegessen, auch wenn es erst sieben Uhr war. Es lief Musik, und Nero tanzte langsam mit großen, übertriebenen Gesten, wobei er weite Kreise um Claudius zog, der zu schreiben versuchte.

»Du arbeitest?« fragte ihn Tiberius.

»Ich schreibe das Libretto einer maßgeschneiderten lyrischen Oper für Nero, der beschlossen hat, ein Ballerinenfürst zu werden.«

»Wann hat ihn das gepackt?«

»Vor dem Abendessen. Und es hat ihn hungrig gemacht.«

»Worum geht es in dieser Oper?« fragte Tiberius.

»Ich glaube, sie wird dir gefallen«, erklärte Nero und hielt in einer schmachttenden Bewegung inne. »Sie erzählt die Verwandlung eines schlichten, in einen Stern verliebten apathischen Geistes in eine homosexuelle Kröte.«

»Wenn euch das glücklich macht ...«, bemerkte Tiberius.

»Nicht unbedingt«, sagte Nero. »Aber es beschäftigt uns. Du verschwindest ohne Erklärung, und die Bibliothek war in Erinnerung an das Heilige-Gewissen-mit-der-aufgeschlitzten-Kehle den ganzen Tag geschlossen. Also, was kann man da anderes tun als tanzen?«

»In der Tat«, bemerkte Tiberius.

»Hast du dich heute nützlich gemacht?« fragte Claudius.

»Ich habe Richard Valence nicht aus den Augen

gelassen.«

»Das ist nicht anständig«, trällerte Nero.

»Valence späht Laura weiter aus, das weiß ich«, sagte Tiberius. »Ich glaube, er wird versuchen, ihr auch den Mord am Heiligen-Gewissen anzuhängen. Aber solange ich an ihm dranbleibe, verliert er Zeit und verneble ich ihm den Geist.«

»Das sagt man so«, meinte Nero. »In Wahrheit ist es nichts anderes als ein Vorwand, dich im hellen See seines blauen Blicks zu suhlen, dessen schillernde Wasser deine zarte Seele verzaubern.«

»Nero, du nervst. Sie sagen jetzt, die beiden Verbrechen könnten tatsächlich in Zusammenhang mit dem Michelangelo stehen«, fuhr Tiberius fort. »Trotzdem bin ich mir sicher, daß sie sich täuschen. Aus Archiven zu stehlen ist eine Sache, zwei Menschen zu ermorden eine andere. Das sind zwei ganz verschiedene Geschäfte, oder?«

»Ich weiß nicht«, sagte Claudius.

»Er kann überhaupt nicht mitreden«, erklärte Nero.

»Kaiser Claudius hat sich jämmerlich ermorden lassen.«

»Ich werde euch eine Person beschreiben, und ihr sagt mir, ob sie euch an jemanden erinnert«, fuhr Tiberius fort.

»Es handelt sich um einen Mann, der sich heute nachmittag beim Ermordeten-Heiligen-Gewissen Einlaß verschafft hat, um dort etwas zu suchen. Hier die Beschreibung des Nachbarn, so wie Richard Valence sie mir wiederholt hat.«

»Hör auf, herumzukreiseln, Nero«, sagte Claudius. »Hör Tiberius zu.«

Tiberius versuchte, genau zu rekonstruieren, was ihm Valence über den bebrillten Besucher gesagt hatte.

»Und du willst, daß diese Beschreibung, die nicht mal eine ist, uns an jemanden erinnert?« fragte Claudius. »Das könnten Tausende von Leuten sein.«

»Könnte es auch eine Frau sein?« fragte Tiberius.

»Es könnte irgend etwas und von jedwedem Geschlecht sein. Brille, alter Anzug – was sollen wir daraus machen?«

Nero massierte sich die Arme mit einem stinkenden Öl.

»Nero!« rief Tiberius. »Kannst du nichts dazu sagen?«

»Zu einfach«, murmelte Nero verächtlich. »Ein Schülerrätsel. Es bereitet nicht mal Vergnügen. Und wo es kein Vergnügen gibt ...«

»Denkst du an etwas?« fragte Claudius.

»Claudius, du weißt genau, daß ich niemals denke«, entgegnete Nero. »Wie oft muß ich dir das wiederholen? Das ist vulgär. Ich sehe, das ist alles.«

»Also: Siehst du etwas?«

Nero seufzte, goß sich einen dünnen Strahl Öl auf den Bauch und vertrieb ihn matt.

»Ich sehe«, sagte er, »daß ich selbst Linkshänder bin, eine sinistre Veranlagung, und trotz allem zum Grüßen meine rechte Hand benutze. Linkshänder zu sein bedeutet nicht, rechter Hand amputiert zu sein. Linkshänder grüßen alle mit der rechten Hand. Das erleichtert die gesellschaftlichen Beziehungen. Du rauchst ja auch gerade mit der linken Hand. Wir ziehen also zwei offensichtliche Schlüsse daraus: daß Inspektor Ruggieri ein Idiot ist, der Beweis: er versucht zu denken, und daß dein Besucher ein Rechtshänder ist, der sich seiner rechten Hand nicht bedienen wollte. Folglich hatte er einen zwingenden Grund, die rechte Hand still zu halten. Da das unselige Individuum versuchte, seine Identität zu verbergen, ist es leicht, daraus zu schließen, daß die rechte Hand ihn auf die

eine oder andere Weise verraten hätte. Der Rest ergibt sich von allein. Das alles ist von beklagenswerter Schlichtheit.«

»Du willst damit sagen, er hatte ein aufschlußreiches Kennzeichen an der Hand?« fragte Claudius. »Eine Verletzung, zum Beispiel?«

»Claudius, Herzchen, du machst mir Schande. Die Totenwache hat dich erschöpft. Kann eine Verletzung ein aufschlußreiches Kennzeichen sein? Keinesfalls. Wenn du nachher einem Typen begegnest, dem zwei Finger fehlen, weißt du deswegen noch nicht, wer er ist. Vielleicht sagst du: ›Ach, der Typ arbeitet in einer Wurstfabrik, ihm sind die Finger in die Maschine gekommen, das ist aber traurig.‹ Oder wenn du einen in der Krone hast, dann sagst du: ›Ach, dem Typen sind zwei Finger abgefressen worden.‹ Aber weiter geht das nicht. Die Identität des Typen wirst du daraus nicht herleiten können. Wenn der Typ eine gelbe Hand mit blauen Karos hat, wäre es dasselbe.«

»Stimmt«, sagte Tiberius. »Und welche Art Identität kann man an der rechten Hand tragen?«

»Da gibt es nicht viele Lösungen, Tiberius. In dem Fall, der dich beschäftigt, gibt es nur eine einzige. Deshalb habe ich sie auch gefunden – eben weil ich nicht denke. Wenn du mir den Rücken einölst, erzähle ich euch von dem nebensächlichen Ereignis, das vorhin beim Verwüsteten-Heiligen-Gewissen stattgefunden hat.«

»Was ist das für ein widerliches Öl?«

»Etwas, das ich gerade erfunden habe, kümmere dich nicht drum. Öl mich ein. Unser Freund Bischof Lorenzo unterhält einen heiklen Handel mit dem Heiligen-Gewissen-des-Sieges-über-die-Begierden-des-Fleisches. Als er die Umstände ihres plötzlichen Todes erfährt,

erinnert er sich in großer Bedrängnis der anstößigen Briefchen, die er ihr mit Vergnügen zukommen ließ. Zu Recht aufgeschreckt, begibt sich Liebling Lorenzo rasch zu ihr, bevor die Polizei diese Bagatellen zu fassen bekommt, die ihn seine Kardinalsernennung kosten könnten. Er zieht einen alten Zivilanzug an, den er noch aus seiner Jugend aufbewahrt, daher das altmodische Aussehen, das der brave Nachbar zu Recht bemerkte, setzt die Brille auf, die er nur ab und zu trägt, um unleserliche Heilige Schriften zu entziffern, und bricht die Siegel auf, wobei er den Himmel um Hilfe anfleht. Nun ist es aber so, daß der Himmel in letzter Zeit von etwas mürrischer Laune ist, nicht gerade ein Glücksfall, und Lorenzo wird durch die Ankunft des dummen, rechtschaffenen Nachbarn gestört. Mit zwei Sätzen wird er den Bürger los, dieser aber streckt ihm zum Abschied die Hand hin. Ihr beide wißt so gut wie ich, daß Lorenzo den Amethysten, den er am rechten Ringfinger trägt, nicht mehr abziehen kann. Mit der Zeit hat sich der heilige Ring in seinen Finger eingegraben, deshalb habe ich ihn auch nie anprobieren können. Wenn er seine beringte Hand hinstreckt, entlarvt er sich ebenso sicher als Bischof, wie wenn ihm der Krummstab aus der Tasche ragen würde. Angesichts dieser unvorhersehbaren Situation zögert er kurz und streckt dann die linke Hand hin. Dann geht er, ohne daß man weiß, ob er das Gesuchte bei sich hat oder nicht. Aber eins ist sicher: Wir werden uns mächtig amüsieren, wenn die Polizei es in die Hände kriegt.«

»Herrlich«, murmelte Tiberius, »einfach herrlich.«

Er hörte auf, Nero mit dem Öl einzureiben, und dachte eine Weile nach.

»Die Beziehungen von Monsignore und dem Heiligen-Gewissen vermutest du nur?«

»Es ist der einzige Teil, den ich erfinde. Den Rest würde

ich beschwören.«

»Du bist genial, Drusus Nero«, sagte Tiberius und schnappte sich seine Jacke. »Bis später, Jungs.«

»Er ist schon wieder weg? Einfach so?« fragte Claudius.

»Er ist weg, um in seinem See zu baden, wenn du meine Meinung hören willst«, sagte Nero. »Das kann dauern. Wir können nur noch an dem Ballett der apathischen Kröte arbeiten.«

Als Tiberius schon vor Valences Hotel ankam, versuchte er noch immer, das stinkende Fett, das Nero zusammengebraut hatte, von den Händen zu kriegen. Resigniert stopfte er sein Taschentuch in die Tasche und klopfte an der Zimmertür. Er störte Valence, der auf dem Bett lag, aber nicht schlief und offensichtlich auch nicht dachte. Er trug seinen Anzug und war barfuß, und Tiberius fand diesen Kontrast interessant, weil er ihn häufig an sich selbst erforscht hatte.

»Hast du die Absicht, dich hier auf den Teppich zu setzen, um mich zu überwachen, während ich mich ausruhe?« fragte Valence und stand auf.

»Nero war gerade sehr helllichtig in bezug auf den Heiligen-Sieg-über-die-Begierden-des-Fleisches. Ich erzähle es Ihnen, dann gehe ich.«

Valence legte sich wieder aufs Bett, verschränkte die Arme im Nacken und lauschte Tiberius' Bericht.

»Claudius findet die Überlegung lächerlich, ich aber finde sie fabelhaft«, sagte Tiberius am Ende.

»Es stimmt, das ist gut gedacht.«

»Nero denkt nicht.«

»Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß der Bischof das Risiko eingeht, solche Briefe zu verfassen. Da ist noch etwas anderes. Aber im Moment habe ich keine Idee.«

»Seit heute morgen haben Sie keine Idee mehr. Mir ist das recht, aber macht Ihnen das nicht Sorgen?«

Valence verzog das Gesicht.

»Ich weiß es nicht, Tiberius.«

»Was sehen Sie an der Zimmerdecke?«

»Das Innere meines Kopfes.«

»Wie ist es?«

»Undurchsichtig. Ruggieri hat mich vorhin angerufen. Sie haben beim Heiligen-Gewissen ganz frische männliche Fingerabdrücke gefunden. Man weiß nicht, zu wem sie gehören, sie stammen aber vermutlich von dem Besucher. Bei der Durchsuchung der Wohnung ist nichts Besonderes gefunden worden, von ein paar verschämten Bekenntnissen abgesehen, in denen aber nichts Ernstes steht. Sollen wir Ruggieri von der Idee Ihres Freundes erzählen? Mit den Fingerabdrücken wäre es leicht zu überprüfen, ob er recht hat.«

»Wir erzählen es ihm nicht. Vielleicht hat Monsignore zwingende Gründe, und es wäre heikel, sie den Bullen zu sagen, ohne zu wissen, worum es sich dreht.«

»Also, warten wir. Morgen gehe ich zum Bischof. Und rühr dich bloß nicht.«

»Wie weit sind Sie mit Laura?«

»Ein bloßer Impuls würde mir genügen, sie auffliegen zu lassen.«

»Dann halten Sie sich zurück, Monsieur Valence.«

Valence blinzelte ihn an, und Tiberius schlug die Tür zu.

Genau acht Tage waren seit seinem ersten morgendlichen Besuch im Vatikan vergangen. Valence ging die breite, ihm inzwischen vertraute Steintreppe hinauf und sah die Tür zu Vitellis Büro angelehnt. Von der Schwelle aus bemerkte er, daß der Bischof beunruhigt schien. Auf dem Tisch lag kein Buch, er arbeitete nicht.

»Machen Sie schnell«, bat Vitelli müde. »Sagen Sie mir, warum Sie schon wieder hier sind, und lassen Sie mich dann allein.«

Valence beobachtete ihn. Das Gesicht des Bischofs war sehr nachdenklich; diese Nachdenklichkeit absorbierte ihn völlig und wehrte jegliches von außen kommende Ansinnen ab. Er hatte sichtlich Mühe zu sprechen. Valence kannte diese Art Abgrund, er hatte ihn selbst schon erlebt und war jedesmal ein wenig benommen gewesen. Lorenzo Vitelli war in diesem Augenblick ein wenig benommen.

»Ruggieri wird Ihnen von dem Einbruch berichtet haben, der gestern bei Maria Verdi stattgefunden hat. Er hat Ihnen den Besucher sicherlich beschrieben.«

»Ja.«

»Was mochte Maria Verdi wohl versteckt haben?«

Vitelli hob die Arme und ließ sie auf den Schreibtisch fallen.

»Frauen ...«, sagte er nur.

Valence wartete ein paar Sekunden.

»Nero denkt, Sie seien derjenige, der Maria Verdis Wohnung durchwühlt hat.«

»Interessieren Sie sich jetzt für Neros Schwadronieren?«

»Manchmal.«

»Warum ich?«

»Der Ring an Ihrer rechten Hand, der Sie dazu gezwungen hat, die linke hinzustrecken.«

»Und der Grund meines Besuchs?«

»Da kann man alles mögliche vermuten.«

»Machen Sie sich keine Mühe, ich kann mir sehr gut vorstellen, was Nero sich ausgedacht haben mag. Was hält Ruggieri von dieser merkwürdigen Rekonstruktion?«

»Ruggieri weiß davon noch nichts. Dafür ist er aber im Besitz der Fingerabdrücke, die der Besucher hinterlassen hat.«

»Ich verstehe die Situation«, sagte der Bischof langsam.

Er erhob sich, schob die Hände in den Gürtel seiner Robe und ging im Zimmer auf und ab.

»Ich habe große Schwierigkeiten, einen vertrauenswürdigen Ersatz für Maria Verdi zu finden«, sagte er. »Wir haben die Bibliothek vorübergehend schließen müssen, und die Benutzer werden bald ungeduldig. Ich frage mich, ob der Bibliothek mit Skriptor Prizzi wirklich gedient wäre ...«

Jetzt wandte er Valence den Rücken zu und sah aus dem Fenster auf die Vatikanischen Gärten.

»Oder eher mit Skriptor Fontanelli? Ich zögere.«

»Monsignore, waren Sie es, der zu Maria Verdi gegangen ist?«

»Natürlich war ich das.«

»Was haben Sie dort so Wichtiges gesucht?«

»Dinge, die mich interessierten.«

»Persönlich?«

Der Bischof antwortete nicht.

»Monsignore, ich erinnere Sie daran, daß Ruggieri die Fingerabdrücke hat. Ich brauche ihm nur den dazugehörigen Namen zu suggerieren. Er wäre gewiß weniger respektvoll mit Ihnen als ich.«

»Ich finde Sie nicht sehr respektvoll.«

»Waren es Dinge, die Sie privat betreffen?«

Die Stille dieses großen Arbeitszimmers begann Valences Geduld überzustrapazieren. Vor allem die Hartnäckigkeit dieser Stille.

»Da ich Ihnen niemals antworten werde, können Sie gehen«, sagte Vitelli ruhig.

»Also rufe ich Ruggieri an.«

»Wenn Sie wollen.«

Valence erhob sich und nahm den Hörer ab.

»Aber auch ihm werde ich niemals antworten«, fuhr Vitelli fort. »Auch nicht unter Arrest.«

Valence zögerte und betrachtete die dunkle Silhouette des Bischofs vor dem Fenster; sie schien gespannt, entschlossen. Er legte den Hörer auf und ging hinaus.

»Woher wußtest du, daß ich heute morgen im Vatikan sein würde?« fragte er Tiberius, der ihm auf dem Fuße folgte. »Ich hatte dich gebeten, dich nicht zu rühren.«

»Was sagt Lorenzo?«

»Er war es. Aber er wird nie sagen, warum. Wohin gehst du?«

»Nicht ich gehe, *Sie* gehen zu Ruggieri. Ruggieri arbeitet sogar sonntags. Er erwartet Sie. Der Hotelboy hat mir die Nachricht aufgetragen.«

»Bislang bist du mir nur gefolgt. Bleib dabei, Tiberius. Amüsier dich nicht damit, mir vorangehen zu wollen.«

»Es amüsiert mich nicht.«

Tiberius lachte.

»Es ist herrlich, die Gefahr zieht sich um uns zusammen«, sagte er. »Also, schicken Sie sich an, unseren Freund Lorenzo zu verraten? Ja oder nein?«

»Da du so stark bist: Such allein nach der Antwort. Denk darüber nach, während du auf mich wartest.«

Valence setzte sich Ruggieri gegenüber, der ein Blatt zwischen den Fingern hin und her drehte.

»Können Sie sich nicht Ihrer Eskorte entledigen, Monsieur Valence? Nicht mal am Sonntag?« fragte Ruggieri, ohne den Kopf zu heben.

»Von wem reden wir?«

»Von dem jungen Verrückten, der Ihnen den Arm hält und von dem Sie sich alles gefallen lassen.«

»Ach ... Tiberius.«

»Ja, Tiberius. Ganz richtig, Tiberius ...«

»Er hat sich in den Kopf gesetzt, mir zu folgen, was soll ich da tun? Selbst wenn ich mich seiner entledigen wollte, könnte ich es nicht. Ich kann ihn schließlich nicht an einen Baum binden.«

»Und Sie, Monsieur Richard Valence, lassen sich vom erstbesten verfolgen und erzählen ihm Ihr Leben?«

»Tiberius ist nicht irgend jemand.«

»Ganz richtig«, fauchte Ruggieri und stand auf. »Schließlich ist Tiberius derjenige, der Henri Valhuberts Leiche entdeckt hat – muß ich Sie daran erinnern? –, Tiberius ist der Söldner von Laura Valhubert, und bis auf weiteres wird Tiberius observiert, ich bin es leid, daß dieser Kerl Ihnen alle Informationen entlockt, die wir hier mühsam zusammentragen!«

»Halten Sie mich für naiv, Ruggieri?«

»Starren Sie mich nicht so an, Monsieur Valence! Ich kann Ihr Despotengetöse nicht mehr ertragen. Haben Sie seit den Ereignissen gestern irgend etwas herausgefunden?«

»Ja.«

Ruggieri setzte sich wieder und nahm eine Zigarette.

»Und was?«

»Ich hab es vergessen.«

»Sie suchen die Konfrontation und werden sie zweifellos bekommen. Ich habe ebenfalls Neuigkeiten, und zwar solche, die Ihnen, fürchte ich, kein Vergnügen machen werden. Begleiten Sie mich, wir gehen ins Labor hinunter.«

Valence folgte ihm wortlos durch die Flure. Ruggieri störte einen Mann auf, der am Mikroskop arbeitete.

»Hol mir die Sachen von heute morgen raus, Mario. Der Fall Verdi.«

Mario brachte ein paar Pinzetten und legte einen Umschlag auf einen Glastisch.

»Da drinnen, Monsieur Valence«, sagte Ruggieri und verschränkte die Arme, »befinden sich elf höchst interessante Zettel, die wir heute morgen bei einer neuerlichen Durchsuchung in Maria Verdis Wohnung gefunden haben. Zusammengerollt in einem ungenutzten Rohr im Bad. Sehen Sie sich das an.«

Ruggieri streifte sich Handschuhe über und legte die elf Zettelchen auf den Tisch. Sie waren auf ganz unterschiedlichem Papier geschrieben.

»*Maria FT 4 Dienstag*«, las Ruggieri vor, »*Maria TT 2 Freitag, Maria FT 5 Freitag, Maria FT 4 Montag, Maria GT 3 Montag, Maria GT 1 Dienstag, Maria FT 5*«

Donnerstag, und so weiter. Sehen Sie selbst, Valence.«

Valence versuchte nicht einmal zu verstehen. Denn es war klar, daß Ruggieri bereits die Erklärung für die Nachrichten hatte und angesichts seiner Bedrängnis frohlockte.

»Ich höre Ihre Übersetzung«, sagte Valence, ohne sich die Mühe zu machen, näher an den Tisch heranzutreten.

»*Fenster-Tisch Nr. 4 Dienstag, Tür-Tisch Nr. 2 Freitag, Fenster-Tisch Nr. 5 Freitag, Fenster-Tisch Nr. 4 Montag, Gang-Tisch Nr. 3 Montag, Gang-Tisch Nr. 1 Dienstag ...*«

»Es reicht«, unterbrach Valence. »Ich habe verstanden. Wie haben Sie es herausgefunden?«

»Skriptor Prizzi hat mir geholfen. Fensterseite, Gangseite, Türseite – mit diesen Bezeichnungen unterscheiden sie die verschiedenen Tische im Lesesaal der Archive. Skriptor Prizzi denkt, daß einer der Benutzer Maria die Nachrichten übermittelte, um den Ort der nächsten Lieferung zu vereinbaren.«

»Maria machte bei den Diebstählen also mit?«

»Das ist klar, oder? Also ist jetzt sicher, daß sie von ihrem Komplizen ausgeschaltet wurde und der Mörder zunächst Henri Valhubert getötet hat, der gefährlich wurde, als er sich wegen des Michelangelo einmischte. Wahrscheinlich hat Maria Verdi nach Valhuberts Ermordung Angst bekommen und gebeten, sich aus dem Spiel zurückzuziehen, vielleicht hat sie sogar alles gestehen wollen.«

»Warum aber hätte sie die Nachrichten aufbewahrt?«

»Ich vermute, im Falle einer Erpressung.«

»Lächerlich. Die Nachrichten hätten sie selbst genauso belastet wie ihren Komplizen. Ihr Vorname steht absichtlich auf jedem Zettel, was sehr klug vom Verfasser

war. Ich sehe nur ein einziges Motiv, das jemanden dazu veranlassen könnte, solch kompromittierende Zettel aufzubewahren. Nur Liebe bringt einen dazu, ein Stückchen Bindfaden aufzubewahren, nur weil es in der Tasche des anderen gelegen hat. Maria Verdi hat den Verfasser oder die Verfasserin der Nachrichten – ich neige zu einem Verfasser – möglicherweise geliebt und konnte sich nicht entschließen, seine ›Schriften‹ wegzuerwerfen. Ich denke mir übrigens, daß dasselbe Motiv sie auch in diesen Schwarzhandel hineingezogen hat. Es könnte helfen, die Identität des Mannes herauszufinden.«

»Nicht nötig«, bemerkte Ruggieri lächelnd. Valence dachte an den Bischof, den er so entschlossen in seinem Arbeitszimmer zurückgelassen hatte. Bestimmt war Nero nicht der einzige, der die richtigen Überlegungen anstellte.

»Wir haben den Mann, Monsieur Valence. Seine Handschrift wurde identifiziert, es besteht nicht der geringste Zweifel. In der Bibliothek gibt es ein Verzeichnis, in das die Benutzer eigenhändig die Bücher eintragen, die sie einsehen.«

»Die Benutzer? Sie denken an einen Benutzer?«

»Ich bin sogar direkt auf die Handschrift gestoßen, die ich suchte. Die Handschrift eines Mannes, dessen hartnäckige Neugier mich zunehmend beunruhigt hat.«

Valence erstarrte. Gleich würde etwas geschehen, was er nicht vorhergesehen hatte, und Ruggieris Gesicht ihm gegenüber zeigte den Jubel eines Mannes, der schon im voraus einen unguuten Sieg auskostet.

»Ich gewähre Ihnen ein Privileg«, sagte Ruggieri, noch immer lächelnd. »Sie können Ihrer Eskorte persönlich sagen, daß ich sie in meinem Büro erwarte. Hier ist der Haftbefehl.«

Valence wünschte sich plötzlich, niemals

Sonderbeauftragter gewesen zu sein und niemandem Rechenschaft ablegen zu müssen, um die spöttische, übersättigte Visage von Ruggieri in Stücke hauen zu können. Er verließ den Raum ohne ein Wort.

Tiberius stand, ein paar Meter von der Polizeistation entfernt, an einen grauen Lieferwagen gelehnt. Er sah aus, als sei er, friedlich nachdenkend, mit halbgeöffneten Lippen eingeschlafen. Valence ging mühsam auf ihn zu. Ein paar Meter vor ihm blieb er stehen.

»Salve, junger Kaiser«, sagte er.

Tiberius hob den Blick. Valence erschien ihm seltsam, mit ernstem, vielleicht besiegttem Gesicht. Valence hatte ihm etwas zu sagen.

»Das Heilige-Gewissen hat alle deine Nachrichten aufbewahrt, Tiberius. Fenster-Tisch Nr. 4 Dienstag, Tür-Tisch Nr. 2 Freitag, Fenster-Tisch Nr. 5 Freitag, Fenster-Tisch Nr. 4 Montag, und so weiter. Du hast sie umsonst abgemurkst. Geh zu Ruggieri, er erwartet dich, es ist aus.«

Tiberius rührte sich nicht, er versuchte nicht einmal eine Fluchtbewegung, er war nur erschüttert. Eine ganze Weile betrachtete er seine Füße.

»Ich habe das Bedürfnis, etwas sehr Feierliches zu tun«, murmelte er, »bin mir aber nicht sicher, ob das geschmackvoll ist.«

»Es kostet nichts, es zu versuchen.«

»Als Bettler fing ich an, als Bettler hör ich auf«, sagte er und zog die Schuhe aus. »Barfuß trete ich vor meine höchsten Richter, und Monsignore würde gewiß sagen, das sei sehr biblisch. Es gibt Augenblicke im Leben, Monsieur Valence, wo es unbedingt erforderlich ist, sehr biblisch zu sein. Ich bin sicher, daß Ruggieri diese Art

biblischer Vulgarität rasend machen wird.«

»Daran besteht kein Zweifel.«

»Dann wäre das perfekt. Ich gehe barfuß hin. Und wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, bevor ich Sie verlasse: Passen Sie auf Ihre Augen auf. Sie sind herrlich, wenn Sie etwas hineinlegen.«

Valence vermochte nichts mehr zu sagen. Er wandte sich um, blickte Tiberius hinterher und sah, wie er barfuß die Kreuzung überquerte. Kurz bevor er das Polizeigebäude betrat, lächelte er ihm noch einmal zu.

»Richard Valence«, rief er, »moriturus te salutat!«^{*}

Zum dritten Mal in einer Woche – und das war zuviel – hatte Valence das Gefühl, seine Kräfte würden ihn verlassen. Der wachhabende Bulle beobachtete ihn.

»Sie werden doch die Schuhe Ihres Freundes nicht auf dem Bürgersteig stehenlassen, Signore?«

»Doch«, erwiderte er.

Valence ging, seine Glieder schmerzten vor Spannung, und er dachte an die Entschlossenheit des Bischofs am Morgen. Jetzt verstand er. Lorenzo Vitelli hatte sich gegen das Offensichtliche gewehrt, er hatte sich zwischen Tiberius und die Justiz gestellt. Es hatte nichts genutzt. Seit wann wußte der Bischof, daß Tiberius der Dieb war? Spätestens seit dem Morgen, an dem Vitelli zu ihm, Valence, ins Hotel gekommen war und er sich geweigert hatte, ihn zu sehen. Der Bischof hätte ihm beinahe alles anvertraut, hatte sich aber wieder gefangen. Selbst da wäre es unmöglich gewesen, Tiberius zu retten. Er hatte

^{*} lat. – Der Todgeweihte grüßt dich. (Die Gladiatoren grüßten den römischen Kaiser vor Beginn der Spiele mit ebendiesen Worten: Ave, caesar, morituri te salutant!)

gestohlen und gemordet, und im Gegensatz zu Vitelli glaubte Valence nicht an eine göttliche Justiz, mit der man ohne Vermittler verhandeln konnte. Er hätte Tiberius an Ruggieri ausgeliefert, das hatte der Bischof begriffen. Jetzt wurden die Dinge natürlich klarer. Henri Valhubert kannte Tiberius seit seiner Kindheit. Vielleicht hatte er schon als Junge bei ihm gestohlen, und die Geschichte mit dem Michelangelo hatte ihn darum sofort aufgeschreckt. Sicher war Valhubert in der Absicht nach Rom gekommen, ihn einzuschüchtern, damit er mit diesen Diebereien aufhörte. Wahrscheinlich hatte er das vertraulich regeln und Tiberius dazu bringen wollen, die Manuskripte wieder herauszugeben, um eine Verhaftung zu vermeiden. Statt dessen hat er ihn nur in Panik versetzt; Valhubert hatte sich immer ungeschickt angestellt im Umgang mit Tiberius wie auch mit seinem eigenen Sohn. Mit dem Mord hatte Tiberius zugleich eine ganze Reihe anderer Probleme gelöst. War Henri Valhubert nicht vor allem der Mann von Laura? Reichte das nicht schon, um ihn zu hassen? Das Motiv des Augenblicks, die Angst vor einer Denunzierung, hatte zugleich allen anderen Groll kanalisiert und zum Mord geführt. Am Tag des Prozesses würde man alle diese Leidenschaften in die Waagschale werfen müssen. Tiberius hatte nicht vorausgesehen, daß Valhuberts Tod Laura und Gabriella die Deckung nehmen und auch den Schwarzhandel offenlegen würde. Plötzlich konnte sich sein eigener Fehler gegen Laura wenden. Tief beunruhigt, hatte er sich daher alle Mühe gegeben, Lauras Unschuld zu beweisen, ohne sich dabei selbst zu belasten. Gleichzeitig verfolgte er auf diese Weise Tag für Tag das Fortschreiten der Ermittlungen und konnte sein Verhalten danach ausrichten. Das war ihm hervorragend gelungen, denn niemand hatte ihn verdächtigt, außer Ruggieri, das mußte man zugeben. Und plötzlich hatte Maria Verdi

aufgegeben. Der Mord an Henri Valhubert mußte sie umgetrieben haben, und selbst Sankt Peter in der Nacht wollte ihr keinen Trost geben. Sie wurde eine Gefahr, und Tiberius mußte sie aus dem Weg räumen, bevor sie anfangen zu reden. Das war riskant, denn dadurch kam die Ermittlung auf den Michelangelo zurück, aber er hatte keine andere Wahl. Dennoch dürfte er nicht sehr besorgt gewesen sein. Laura wurde nicht mehr verdächtigt, und er selbst riskierte nichts. Es schien nicht sehr wahrscheinlich, daß der Verbrecher unter den Hunderten von Benutzern der Vaticana je aufgespürt würde. Nur, Maria war verliebt, und sie brachte es nicht fertig, ihren Namenszug zu vernichten, dieses *Maria*, das in Tiberius' Handschrift auf den Zetteln stand. Sie brachte es einfach nicht fertig. Und diese Liebe war Tiberius zum Verhängnis geworden.

Valence seufzte. Der junge Kaiser ... Was würde nun aus den beiden anderen werden?

Er war am Vatikan angelangt. Mit müden Schritten ging er zum Arbeitszimmer des Bischofs hinauf, der noch immer nicht arbeitete.

»Sie müssen sich nicht mehr dagegen stemmen, Monsignore«, sagte er. »Sie haben ihn geschnappt. Tiberius ist in Ruggieris Händen. Heute morgen haben seine Leute bei Maria Verdi entdeckt, was Sie gestern nicht gefunden haben. Die Zettel lagen zusammengerollt in einem Rohr im Bad.«

Vitellis Gesicht veränderte sich, und Valence senkte den Blick.

»Was hofften Sie tun zu können, Monsignore? Direkt bei Gott für ihn eintreten? Seit wann schützen Bischöfe Mörder?«

Valence fühlte sich am Ende seiner Kräfte. Er mußte

zurückfahren. Édouard Valhubert wäre erleichtert, keinerlei Skandal würde seine Familie erschüttern.

»Seitdem Mörder Bischöfe verzaubern«, murmelte Vitelli. »Er hatte die besten Eigenschaften der Welt und hat alles verloren. Ich hatte gehofft, ein paar Stücke zu retten, ihn wieder aufzubauen, aber ... ich weiß nicht. Ich konnte nicht, ich konnte ihn nicht der Polizei ausliefern.«

»Wie sind Sie ihm auf die Spur gekommen?«

»Ich war schon seit langem beunruhigt. Seitdem mich Ruggieri mit einem Teil der Ermittlungen betraut hat, habe ich den Lesesaal überwacht. Auch Maria Verdi, die der Schlüssel dazu ist. Ich habe versucht, sie nicht nur als Bibliotheksinventar zu sehen, ich habe mir klarzumachen versucht, daß sie ein lebendiger Mensch ist, und so bin ich dahintergekommen. Donnerstag abend habe ich mich entschlossen, ihr Büro zu durchsuchen. Dort habe ich zwei Nachrichten von Tiberius' Hand mit den Ihnen bekannten Informationen entdeckt. Gleich am nächsten Morgen habe ich Maria zu mir bestellt. Ich glaube, ich habe ihr fürchterliche Angst eingejagt, aber sie war so erleichtert, als sie erfuhr, daß ich Tiberius nicht ausliefern würde, daß sie bereit war, mir auf der Stelle zu gehorchen und später, wenn der Fall sich gelegt haben würde, die Vaticana zu verlassen. Die beiden Nachrichten, die ich besaß, habe ich vernichtet, und sie schwor mir, daß sie die anderen noch am selben Abend zerstören würde. Denn es gab ja noch weitere, die diese verrückte Frau andächtig zu Hause aufbewahrte, anstatt sie verschwinden zu lassen. Ganz aufgewühlt ist sie gegangen. In dieser Nacht hat Tiberius sie umgebracht. Aber selbst nach dem Verbrechen, selbst nach diesem schrecklichen Anblick hat mich etwas daran gehindert, Tiberius fallenzulassen. So habe ich alles auf eine Karte gesetzt und bin gestern in Marias Wohnung eingebrochen, um die Zettel an mich zu nehmen, das

einziges Belastungsmaterial gegen Tiberius. Ich war mir nicht sicher, ob Maria sie wirklich vernichtet hatte, als sie nach Hause gekommen war. Leider hatte ich nicht genug Zeit, sie zu finden. Ich vermute, ich habe mich der Beihilfe schuldig gemacht. Muß ich Ihnen folgen?«

»Ruggieri weiß nichts über Sie. Er wird den Einbrecher nie finden, außerdem hat das für ihn jetzt keine Bedeutung mehr, er wird es sein lassen.«

Vitelli seufzte.

»Was kann man sonst sagen?« murmelte er.

»Ich muß nach Hause zurückfahren«, sagt Valence. »Ich werde nach Hause zurückfahren.«

»Haben Sie einen Ort, wo Sie zu Hause sind?«

»Ich glaube, ja«, antwortete Valence zögernd.

»Ah, gut«, bemerkte Vitelli. »Ich nicht.«

Aber Valence fuhr nicht zurück. Es gelang ihm nicht, sich dazu durchzuringen.

Seit vier Tagen saß Tiberius in Untersuchungshaft, die Ermittlungen waren abgeschlossen, der Justizapparat würde seine Arbeit bald aufnehmen, aber Valence konnte sich nicht entscheiden, zu fahren. Alle Welt war inzwischen wohl längst zurückgekehrt. Laura, die die Polizei nun von jeder Verpflichtung, in Rom zu bleiben, entbunden hatte, war bestimmt nach Paris zurückgefahren. Claudius und Nero waren zu ihrer Arbeit oder zu sonst was zurückgekehrt, und der Bischof wohl in sich selbst.

Und er, Valence, schaffte es nicht, zu fahren. Er stand spät auf, lief stundenlang durch die Stadt, aß, redete von Zeit zu Zeit mit sich selbst und ging wieder zurück ins Hotel, um sich hinzulegen, aber er schlief nicht wirklich gut. Am Tag nach Tiberius' Verhaftung hatte er sorgfältig seinen Koffer gepackt, nach und nach aber alles wieder herausgeholt.

Seitdem versuchte er, herauszufinden, warum er nicht nach Hause fuhr. Ihn verfolgte das Bild, wie Tiberius dem Heiligen-Gewissen von hinten die Kehle durchschnitt. Blutig. Nie hätte der echte Kaiser Tiberius mit eigener Hand jemandem die Kehle durchgeschnitten, das ließ er andere machen. Die Vorstellung, diesen Mörder wiederzusehen, reizte ihn nicht. Er hatte nichts mehr mit ihm zu schaffen. Allerdings kostete es nichts, bei Ruggieri vorbeizugehen, um sich nach Neuigkeiten zu erkundigen. Das war normal.

Danach würde er fahren.

»Sie sind noch immer in Rom, Monsieur Valence?« fragte Ruggieri und stand auf, um ihm die Hand zu geben. »Was hält Sie hier?«

»Verpflichtungen«, murmelte Valence. »Zwischen zwei Terminen bin ich vorbeigekommen, um zu erfahren, wie es inzwischen mit dem Fall steht.«

Ruggieri schien sich an ihre letzte Auseinandersetzung nicht zu erinnern. Man konnte über den Typen sagen, was man wollte, aber nachtragend war er nicht.

»Kein Geheimnis«, erwiderte Ruggieri. »Binnen eines Jahres hat Thibault Lescale – Tiberius, wenn Ihnen das lieber ist – elf Renaissancezeichnungen aus der Biblioteca Vaticana geschmuggelt, nicht alle so auffällig wie der Michelangelo. Der Michelangelo hat ihm das Genick gebrochen. Fünf davon hat er verkauft und dafür hübsche Sümmchen erhalten, die in einem Schließfach in Paris liegen. Maria Verdi bekam als Anteil die Hälfte. Wenn man bedenkt, daß Tiberius alle Risiken übernahm, von der Akquisition bis zum Kassieren, war das sehr korrekt. Er hat die ganze Geschichte gern erzählt. Er kann nicht erklären, warum er das ganze Geld wollte, er lacht und sagt, er mag so was, er habe nicht widerstehen können, es sei so einfach gewesen. Alle in der Bibliothek haben ihm vertraut. Wie oft ist er mit einem Buch hinausgegangen, hat gesagt, er würde es am nächsten Tag zurückbringen, und Skriptor Prizzi hat ihn gewähren lassen. Und natürlich brachte er es am nächsten Tag zurück.«

Ruggieri unterbrach sich und wickelte eifrig seine Krawatte um den Zeigefinger. Valence hatte den Eindruck, daß die Ermittlung so gut gar nicht lief.

»Ich kann den Kerl nicht mehr sehen«, sagte der Inspektor.

Er suchte nach einer Zigarette, bevor er fortfuhr.

»Als Tiberius sich hier gehorsam eingefunden hat, war er barfuß. Absichtlich. Man hat ihm Schuhe gebracht, denn er hatte seine Sachen auf der Straße gelassen, und dann waren sie verschwunden. Können Sie sich vorstellen, wie neurotisch er sein kann? Jetzt weigert er sich bereits viereinhalb Tage, Schuhe oder gar Strümpfe anzuziehen, bloß keine Strümpfe! Sobald man ihm näher kommt, um es zu versuchen, brüllt er. Er sagt, er habe jetzt ein Mal die Gelegenheit, ›biblisch‹ zu sein, und er werde sie nutzen. Ich brauchte doch nur ein Gesetz zu suchen, das ihn zwingen könnte, Schuhe zu tragen. Wenn nicht, solle ich mich zum Teufel scheren. Das waren seine Worte. Gestern ist er barfuß dem Richter vorgeführt worden. Und so empfängt er jeden, mit einem Gesicht, als wären wir ihm völlig gleichgültig. Es ist bedrückend.«

»Lassen Sie es bleiben, das wird die Anklage nicht hindern, ihre Arbeit aufzunehmen.«

»Doch, das ist es ja«, wandte Ruggieri seufzend ein.

Er erhob sich und ging, die Hände im Rücken verschränkt, im Zimmer umher.

»Tiberius weist die beiden Morde von sich«, erklärte er.

»Er leugnet. Er leugnet ganz gelassen. Er gesteht gern alles ein, was die Diebstähle betrifft, aber er leugnet die Morde.«

Mit einer müden, resignierten Bewegung setzte sich Ruggieri wieder.

»Glauben Sie ihm?« fragte Valence.

»Nein. Wir wissen genau, daß er sie umgebracht hat. Alles paßt. Aber wir müssen ihn dazu bringen, daß er es

selbst sagt, wir haben keine Beweise. Und Tiberius' mentale Widerstandskraft ist außerordentlich, ich weiß nicht, wie ich an ihn rankommen soll. Alles, was ich ihm erzähle, gleitet an ihm ab, und er sieht mich an ... er sieht mich an, als würde er mich für unfähig halten.«

»Ärgerlich«, bemerkte Valence.

»Gehen Sie zu ihm, Monsieur Valence«, sagte Ruggieri plötzlich. »Sie haben großen Einfluß auf ihn, beruhigen Sie ihn, bringen Sie ihn zum Reden.«

Valence schwieg. Das hatte er nicht vorausgesehen, als er hergekommen war. Oder vielleicht doch. Und da es nicht seine Entscheidung war, sah er keinen Grund, warum er es ablehnen sollte.

»Zeigen Sie mir den Weg«, sagte er.

Als sie die Zellen der Untersuchungshäftlinge erreichten, bat Valence Ruggieri, ihn allein zu lassen. Der Wärter öffnete die Tür und schloß sie hinter ihm sofort wieder ab. Tiberius sah wortlos zu. Valence setzte sich ihm gegenüber und suchte nach eine Zigarette.

»Sie sind nicht gefahren?« fragte Tiberius. »Worauf warten Sie in Rom?«

»Ich weiß es nicht.«

»Als ich Sie verließ, wußten Sie es auch schon nicht. Geht es seitdem nicht besser?«

»Sind wir hier, um über mich zu reden?«

»Warum nicht? Ich habe nichts zu erzählen. Ich bin da, ich sitze auf meiner Pritsche, ich esse, ich schlafe, ich pinkle, ich wasche mir die Füße, das bringt uns nicht sehr weit. Ihnen dagegen passiert sicher eine ganze Menge auf der Straße.«

»Es heißt, du leugnest die beiden Morde.«

»Ja, ich leugne die beiden Morde. Ich weiß, daß das Ruggieri seine Sache nicht erleichtert und die Untersuchung verzögert. Sehen Sie meine Füße an, finden Sie nicht, daß sie schon besser aussehen, daß sie malerisch werden, vor allem die vierten Zehen? Dabei ist es mit den vierten Zehen gewöhnlich ein ziemliches Kreuz, bis sie gelingen.«

»Warum leugnest du die beiden Morde?«

»Interessiert es Sie nicht, von meinen Füßen zu reden?«

»Es interessiert mich weniger.«

»Sie haben unrecht. Ich leugne die beiden Morde, Monsieur Valence, weil ich sie nicht begangen habe. Stellen Sie sich vor, daß ich an dem Abend des Festes auf der Piazza Farnese, genau in dem Augenblick, in dem ich mich selbstverständlich anschickte, Henri zu liquidieren, der mir nichts getan hatte, plötzlich an etwas anderes dachte – was, das vermag ich Ihnen nicht zu sagen, und bis ich mich wieder gesammelt hatte, war jemand anderes mir zugekommen und hatte seine Rechnung beglichen. Geben Sie zu, daß das blöd ist. Es soll mir eine Lehre dafür sein, daß ich den Kopf immer woanders habe. Aber warten Sie, Sie werden gleich sehen, daß die Erfahrung keinen Vorteil bringt, denn neulich abend mit dem Heiligen-Gewissen-der-Sakrosankten-Archive passiert mir dasselbe. Ich erwarte sie hochkonzentriert, ich habe mein großes Messer zum Aufschlitzen des Heiligen-Gewissens fest in der Hand, da – ein Augenblick der Zerstretheit, und jemand überholt mich und sticht sie an meiner Stelle ab. Wie wütend ich war, können Sie sich vorstellen. Aber da ich mich nicht mit einer Sache brüsten will, die ich nicht getan habe, bin ich wohl gezwungen, schamvoll zuzugeben, daß ich nicht in der Lage war, Henri und das Heilige-Gewissen umzubringen. Das ist um so blöder, als ich überhaupt keinen Grund hatte, sie umzubringen, und es

daher herrliche Morde gewesen wären, gratis, einfach so, um mal zu sehen. Solche Gelegenheiten können nur mir durch die Lappen gehen.«

»Du hattest überhaupt keinen Grund, sie umzubringen?«

»Aber nein, verdammt! Ich kann noch so lange suchen, ich finde keinen. Ich hatte Henri den ganzen Tag nicht gesehen, und selbst wenn er nach dem Michelangelo hätte fahnden wollen, was er nicht getan hat, hätte er mich nie verdächtigt. Als wir am Abend des Festes über die Diebstähle sprachen, war er meilenweit von der Vorstellung entfernt, ich hätte sie begangen haben können. Henri hatte noch nie eine gute Intuition. Und was das Heilige-Gewissen angeht, so hat sie nie gegen mich aufgekehrt und mich auch nie verdächtigt, Henri umgebracht zu haben. Übrigens hatten wir vereinbart, daß unser Schwarzhandel aufhören würde, sobald einer von uns genug davon hätte. Vor Henris Ankunft hatten wir beschlossen, uns für eine ganze Weile ruhig zu verhalten, unser Ding vielleicht sogar überhaupt zu beenden, jetzt, wo es Gefahr lief, seinen Reiz zu verlieren. Sehen Sie, die Motivation für das alles müßte man in den verborgenen Schichten meines Gehirns suchen, und ich gestehe Ihnen, Monsieur Valence, daß ich dazu nicht die Courage habe.«

»Tiberius, ich flehe dich an, erklär mir das ernsthaft.«

Tiberius hob den Kopf.

»*Sie* scheinen mir ernst, Valence. Ernst und sogar ein wenig gequält.«

»Tiberius, verdammt! Ist dir nicht klar, daß das alles wesentlich ist? Kannst du mir schwören, daß du sie nicht umgebracht hast? Kannst du es mir beweisen?«

Tiberius erhob sich und lehnte sich an die Zellenwand.

»Muß ich es Ihnen denn beweisen? Sind Sie nicht fähig, mir einfach zu glauben? Sie sind nicht sicher, Sie zögern

... Sie zögern zwischen Ruggieris Überzeugung und meiner, Sie hätten gern Fakten. Natürlich, Fakten ... ist ja auch viel einfacher. Nun, ich habe nicht nur nicht die Mittel, es Ihnen zu beweisen, ich würde es auch gar nicht versuchen. Kommen Sie mit Ihrem Gewissen, Ihrer Intuition und Ihrem Gefühl zurecht, ich werde Ihnen nicht dabei helfen. Und ich will nicht mehr darüber reden. Ich hatte Sie gewarnt, daß ich sehr biblisch werden würde.«

»Gut«, sagte Valence und stand ebenfalls auf.

»Was werden Sie tun?«

»Ich fahre zurück. Ich glaube, jetzt fahre ich wirklich zurück.«

»Warten Sie.«

»Was?«

»Du darfst nicht sofort fahren. Ich muß dich noch um etwas bitten.«

»Worum?«

»Um etwas, das du nicht schätzen wirst, das du aber für mich tun wirst, Valence.«

»Was weißt du darüber?«

»Setzen Sie sich hierher, Valence. Ein bißchen weiter weg vom Kerkermeister.«

Tiberius zögerte, bevor er fortfuhr.

»So«, sagte er. »Jetzt bin *ich* etwas gequält – Sie wissen, daß ich wegen dieser Diebstähle, allein wegen dieser Diebstähle keine Hoffnung habe, mit weniger als sechs Jahren davonzukommen. Sechs Jahre, Valence, sechs Jahre im Dunkeln, und die täglichen Runden im Karree. Jetzt, wo ich mich ganz allein in Fesseln gelegt habe, werden Sie etwas für mich tun, da Sie noch draußen sind. Laura war gestern hier. Es tut sich etwas Bedrohliches.«

»Ist sie nicht nach Paris zurückgefahren?«

»Leider noch nicht. Seit sie einer polizeilichen Ermittlung zu nahe gekommen ist, haben der Doryphorus und vor allem seine Bande kein Vertrauen mehr in sie. Sie befürchten, daß sie redet oder daß sie als Preis dafür, nicht verfolgt zu werden, als Spitzel fungiert. In diesem Milieu zögert man nicht, sich Komparsen, die in die Hände der Bullen gefallen sind, vom Hals zu schaffen. Sie wissen, wie das geht. Gestern morgen fand sie eine Nachricht im ›Garibaldi‹, so etwas wie: ›Komm den Bullen nicht zu nah, oder wir erledigen dich.‹ Ich garantiere nicht für die genauen Worte, aber so war der Inhalt. Aber Laura hält mich hartnäckig für unschuldig an den Morden und läßt bei Ruggieri nicht locker. Sie bedrängt ihn. Sie ist den Bullen zu nahe, Valence. Ich habe sie angefleht, es sein zu lassen und nach Paris zurückzufahren, aber sie hat diese Idee im Kopf. Außerdem sagt sie, daß sie vom Doryphorus nichts zu befürchten hat, daß er sich beruhigen wird, daß sie mich nicht einfach so fallenlassen wird. Sie hat in Frankreich politische Unterstützung, sie glaubt, daß sie mir helfen kann.«

»Und was willst du von mir? Soll ich sie einsperren?«

»Das wird dir nicht gelingen. Ich will, daß du sie überwachst.«

»Ich will sie nicht überwachen.«

»Bitte, überwach sie. Du wirst dich an ihre Fersen heften und sie beschützen. Du wirst es tun, weil ich eingesperrt bin und es nicht tun kann. Diese Bande greift nur nachts an, aber wenn sie sich entschließen, sind sie schnell. Du mußt es tun, solange bis ich Laura überzeugt habe, nach Paris zurückzukehren. Dazu brauche ich sicher ein paar Tage. Ich hoffe, Sonntag ist sie abgereist.«

»Ich kann nicht, Tiberius. Ich habe dir gesagt, daß ich nach Hause zurückfahren werde.«

»Ich bitte dich, Valence, tu es für mich.«

»Ich tue nichts für andere.«

»Ich glaube dir nicht.«

»Du hast unrecht.«

»Dann tu es für dich.«

»Nein.«

Der Wärter öffnete die Tür und gab Valence ein Zeichen.

»Ihre Zeit ist beendet«, sagte er. »Wenn Sie wollen, können Sie morgen wiederkommen.«

Valence folgte ihm. Am Ende des Ganges hörte er Tiberius rufen: »Valence, mein Gott, versuch doch ein wenig biblisch zu sein!«

Er ging nicht noch einmal in Ruggieris Büro vorbei, dazu fühlte er sich nicht in der Lage. Er bedauerte die Diskussion mit Tiberius, und er bedauerte es, ihn flehen gesehen zu haben. Möglich, daß Kaiser Tiberius jetzt heulte, derlei Dinge störten ihn nicht.

Er begegnete Claudius und Nero, die sicherlich gekommen waren, um Neuigkeiten zu erfahren. Es gelang ihm nicht, ungesehen an ihnen vorbeizugehen. Keiner von ihnen hatte das Bedürfnis zu reden.

»Kommen Sie von ihm?« fragte Nero.

Valence nickte. Zum erstenmal sah er Nero mit ernstem Gesicht, was kein sehr beruhigendes Zeichen war.

»Glauben Sie ihm?« fragte Claudius.

»Ja«, erwiderte Valence, ohne nachzudenken.

»Wenn man ihn wegen der beiden Morde anklagt«, erklärte Nero ruhig, »werde ich Rom aus Rache niederbrennen.«

Valence wußte nicht, was er darauf antworten sollte. Er war sich sicher, daß Nero dachte, was er sagte.

Eilig kehrte er in sein Hotel zurück.

»Machen Sie meine Rechnung fertig«, sagte er, als er den Schlüssel nahm, »ich reise heute abend ab.«

Valence ging im Bahnhof auf und ab, während er darauf wartete, daß der 21-Uhr-10-Zug nach Mailand zusammengestellt wäre. Er war fast zwei Stunden zu früh da, weil er im Hotel nicht mehr wußte, was er hätte tun sollen. Im Bahnhof ging es besser. Er sah zu, wie Hunderte von Leuten an ihm vorübergingen, die nie etwas vom Fall Valhubert gehört hatten, die nie an ihn gedacht hatten und nie an ihn denken würden. Er hörte Unmengen von Leuten reden, die nie vom Fall Valhubert gepeinigt worden waren und denen er vollkommen egal war, denen er immer egal sein würde. Das tat ihm gut. Es gelang ihm sogar, daran zu denken, was er in Mailand zu tun hatte. Ganz bestimmt würde er sich morgen für die Akten interessieren, die er hatte stehen- und liegenlassen, für seinen Bericht über die Präventivmaßnahmen der Stadt gegen das Milieu. Er hatte mehrere Termine in der Schwebe gelassen und würde eine gedrängte Woche haben.

Als der Zug endlich den Bahnhof verließ, sah er die antennengespickten Dächer Roms verschwinden und atmete durch. Mein Gott, was für ein Chaos, diese Dächer. Er setzte sich und schloß die Augen, ohne die Zeit zu haben, es zu bemerken.

Schweißgebadet wachte er auf. Neben ihm saßen Leute, die hereingekommen waren, während er schlief, fünf Menschen, die nichts über den Fall Valhubert wußten, der ihnen vollkommen egal war. Fünf uninteressante Personen, die nicht ständig an den Fall Valhubert dachten. Valence haßte sie. Ihm graute vor ihrer Unkenntnis. Die

hübsche Frau ihm gegenüber würde womöglich versuchen, mit ihm zu reden, dabei kannte sie doch kein Wort vom Fall Valhubert. Er stand auf und wich ein paar Schritte in den Gang zurück. Er fröstelte, dieses Fenster blies zuviel Luft auf sein schweißnasses Hemd. Er müßte das Hemd wechseln, er müßte sich beruhigen.

Der Zug bremste, man war in einem Bahnhof. Es war ein belangloser Bahnhof, fast sofort fuhr der Zug langsam, ruckartig wieder an. Valence schnappte seinen Koffer und sein Jackett. Er hatte gerade noch Zeit, auf den Bahnsteig zu springen, bevor der Zug beschleunigte.

»Das ist verboten«, rief ein sich nähernder Bahnangestellter.

»Franzose ...«, erwiderte Valence als Entschuldigung.

»Wie weit sind wir von Rom? Wieviel Kilometer?«

»Achtzig, fünfundachtzig ... Das kommt drauf an, von wo aus man zählt.«

»Wann geht der nächste Zug?«

»Nicht vor anderthalb Stunden.«

Valence rannte aus dem Bahnhof. Er fand ein Taxi, als er aufs Geratewohl eine große Straße entlanglief.

Er machte es sich auf der Rückbank bequem und schloß die Augen. Er fror in seinem nassen Hemd. Sie verließen die Stadt und nahmen die Autobahn. Rom, siebenundsiebzig Kilometer.

Er ließ sich vorm »Garibaldi« absetzen. Das beste wäre es, Laura Valhubert wissen zu lassen, daß er sich für den Fall, daß ihre Gaunerbande einen härteren Ton anschlagen würde, zu ihrer Verfügung hielte. Jetzt, wo er wieder in Rom war, fühlte er sich ruhiger. Man bringt niemanden um, nur weil er den Bullen ein bißchen zu nahe kommt. Obwohl Laura im Grunde das gesamte Netz abservieren konnte. Trotzdem machte Valence eine Runde durch die schmalen Straßen, die das »Garibaldi« umgaben.

Die Zimmer, die nach hinten hinausgingen, waren fast alle dunkel. Der Treppe nach zu schließen, die sie neulich hinaufgegangen war, mußte ihr Zimmer nach hinten gehen. Er versuchte, sich an die Schlüsselnummer zu erinnern, die er neben ihrem Glas gesehen hatte. Er war sicher, daß sie mit einer 2 anfang, zweiter Stock also. Er ging unter den Fenstern entlang, von denen die meisten der Hitze wegen offen standen. Gegenüber dem »Garibaldi« befand sich ein sehr viel bescheideneres kleines Hotel, und auf einem der Balkone stand jemand. Ein bißchen von der Stille der Straße gepackt, ein bißchen gespannt blieb Valence stehen und beobachtete die Silhouette aus einer Entfernung von etwa fünfzehn Metern. Tatsächlich war die Gestalt kaum zu sehen, da im Zimmer kein Licht brannte. Man konnte nur ahnen, daß es sich um einen Mann handelte. Valence rührte sich nicht mehr. Es gefiel ihm nicht, daß die Silhouette keinerlei Bewegung machte, und es gefiel ihm nicht, daß der Balkon sich im zweiten Stock befand. Es war absurd, angesichts eines einzelnen Mannes, der auf einem Balkon Luft schnappte, mißtrauisch zu werden, nur weil er

gegenüber vom »Garibaldi« auf Höhe von Lauras Zimmer wohnte. Wahrscheinlich gab es Hunderte von Männern, die an diesem Abend gerade auf einem Balkon Luft schnappten. Aber der hier rührte sich nicht. Lautlos ging Valence ein paar Schritte näher, immer im Schatten der Wand, um nicht in das Blickfeld des Mannes zu geraten, falls dieser sich vorbeugte. Was stimmte da oben nicht? Bleibt man ganze Minuten lang auf einem Balkon im Dunkeln stehen, ohne sich auch nur einen Zentimeter zu rühren? Ja, das kommt vor. Das kann vorkommen.

Valence atmete langsam. Die Nacht verwandelte ihn in einen gefährlichen Späher, er konnte jetzt absolut nicht mehr weggehen. In der Stille zu spähen war zu seinem einzigen Gedanken geworden. So verstrich eine Dreiviertelstunde. Ein böiger Gewitterwind erhob sich. Der Laden der Balkontür klappte zu und streifte die Silhouette. Das verursachte einen dumpfen Klang, und Valence spannte sich. Dieser Klang gefiel ihm nicht. Wenn der Laden eine Waffe gestreift hätte, dann hätte das genau dieses Geräusch gemacht. Der Laden hatte natürlich jeden beliebigen anderen Gegenstand aus Metall streifen können. Aber er hatte auch eine Waffe streifen können. Vorsichtig nahm Valence seinen Koffer und ging auf dem Bürgersteig zurück, immer dicht an der Wand. Als er an der Straßenecke angekommen war, rannte er los und ließ sich die Tür des »Garibaldi« öffnen. Seit einer Stunde stand ein Mann gegenüber dem zweiten Stock in der Dunkelheit und hatte ein metallenes Ding bei sich.

Recht barsch sprach er den jungen Mann von der Rezeption an. Laura Valhubert war noch nicht auf ihrem Zimmer, ihr Schlüssel hing am Brett, Nummer 208.

»Wo liegt das Zimmer? Geht es nach hinten hinaus?«

»Ja, Signore.«

»Wohin genau?«

»Muß ich Ihnen das sagen?«

»Sonderauftrag«, erwiderte Valence und zeigte seine Karte.

»Es führt auf den mittleren Teil der Straße, auf Höhe des alten Hotel »Luigi«.«

»Bringen Sie mir bitte einen Whisky an die Bar. Sagen Sie Madame Valhubert, daß ich sie dort erwarte, und lassen Sie sie unter keinen Umständen vorher in ihr Zimmer hinaufgehen. Das heißt, geben Sie mir ihren Schlüssel, das ist sicherer.«

Seine Worte kamen schnell. Er hatte keine Angst. Ihm war jetzt nur klar, daß eine mörderische Silhouette Laura in der Dunkelheit des Hotel »Luigi« erwartete und daß er ihr niemanden zu Hilfe rufen konnte. Die Polizei zu informieren würde ihn zwingen, den Schwarzhandel von Laura und dem Doryphorus zu enthüllen, und zu ihrer sofortigen Festnahme führen. Er mußte allein mit dem Mörder zurechtkommen.

»Madame Valhubert ist noch in der Bar«, sagte der junge Mann und gab ihm den Schlüssel.

In seiner Stimme lag Mißbilligung.

Schweigend durchquerte Valence die Halle und ging in die Bar. Laura saß allein dort, die Ellbogen auf einem Tisch, das Gesicht auf ihre geschlossenen Hände gestützt. Sie hielt gerade noch eine Zigarette in der Hand. Als er näher kam, hatte er den Eindruck, wenn er auch nur ein einziges Geräusch machte, würde er den Tod auslösen, der auf der Straße wartete, und Laura würde sterben, bevor er die Zeit hätte, sie zu packen. So wie es heißt, daß ein Schrei eine Lawine auslösen kann. Als er hinter ihr angekommen war,

sprach er sie mit fast unhörbarer Stimme an.

»Folge mir vorsichtig. Ich muß dich woanders hinbringen.«

Sie rührte sich nicht. Sie war in sich gekehrt und reglos. Er ging um ihren Stuhl herum und sah sie an.

»Du mußt mir folgen, Laura«, wiederholte er leise.

Was konnte er nur machen? Da stand er vor dem Tisch, diese herrliche, entmutigte Frau vor sich, die er woandershin bringen mußte. Er beschloß zu lügen.

»Mach dir keine Sorgen mehr um Tiberius«, sagte er.

»Sie lassen die Beschuldigung wegen Mordes fallen. Der Richter sagt, er kriegt nur zwei Jahre. Komm, mach keinen Lärm und folge mir.«

Sie zog an der Zigarette, ohne den Kopf zu heben.

»Jemand wartet gegenüber von deinem Fenster auf dich, um dich abzuknallen«, fuhr Valence fort.

Laura stand langsam auf, und die Asche ihrer Zigarette fiel auf den Tisch. Mit gesenktem Kopf stand sie vor Valence, ohne ihn anzusehen.

»Alles kotzt mich an«, sagte sie. »Du kannst nicht verstehen, wie sehr mich alles ankotzt.«

Valence zögerte. Er blieb ein paar Sekunden so stehen, Laura direkt vor sich. Da haben wir's, dachte er und schloß die Augen, der besagte Sturz, ich bin erledigt. Er schloß die Arme um sie.

»Laura«, sagte er, »wir sind erledigt.«

Er nahm sie mit durch die Keller und die Küche des »Garibaldi«, die auf die andere Straßenseite führten. Sie nahmen ein Taxi, um in sein Hotel zu fahren. Valence hielt Lauras Handgelenk fest umschlossen.

»Wir wechseln morgen den Ort«, sagte er. »Wir werden ihn jeden Tag wechseln.«

»Du hast mich angelogen wegen Tiberius.«

»Ja.«

»Sie werden ihn wegen der beiden Morde anklagen.«

»Ja.«

»Ich hänge an dem Jungen.«

»Das ist denen egal.«

»Aber dir nicht.«

»Nein.«

»Ich weiß etwas, was ich dir nicht sagen kann.«

»Was?«

»Gabriella. Ich kann nichts sagen, solange ich nicht sicher bin. Ich denke seit Tagen daran.«

»Hat es mit den Morden zu tun?«

»Ja. Ich kann nicht mehr, ich denke nur noch daran.«

»Laura«, sagte Valence etwas lauter, »ich kann Tiberius nicht retten. Und du auch nicht. Nur er selbst, Tiberius, wird Tiberius retten.«

»Warum sagst du das plötzlich?«

»Weil Tiberius Kaiser ist.«

Laura sah ihn an.

»Sie haben dich um den Verstand gebracht«, murmelte sie.

Valence hielt Laura noch immer am Handgelenk gepackt. Auf Dauer würde ihr das vielleicht weh tun. Aber es kam überhaupt nicht in Frage, dieses Handgelenk loszulassen. Er wandte den Kopf und sah durch die Scheiben die dunkle Straße vorbeiziehen. Aufmerksam betrachtete er die Straße, die Straßenlaternen, die heruntergekommenen Häuser, dabei war ihm das alles gleichgültig. Er dachte: Ich liebe sie noch immer.

»Verdammt«, keuchte Tiberius, »verdammt, es ist Freitag.«

Er erstarrte auf seiner Pritsche und versuchte, so viele Gedanken zu sammeln wie möglich. Es war derartig erschütternd. Unbeweglich starrte er an die Decke und erforschte plötzlich eine Welt von Offensichtlichkeiten, während er ganz behutsam atmete, um die Gedankenketten, die in seinem Kopf geräuschlos Form annahmen, nicht zu erschrecken. Die Erschütterung drückte ihm auf den Magen. Er stand vorsichtig auf, klammerte sich mit den Händen an die Gitterstäbe und brüllte.

»Kerkermeister!«

Der Wärter biß die Zähne zusammen. Von Anfang an nannte ihn dieser Kerl hartnäckig »Kerkermeister«, als glaube er sich in einem Gefängnis des 17. Jahrhunderts. Das war ärgerlich, aber Ruggieri hatte ihm befohlen, Tiberius nicht wegen Lappalien zu widersprechen. Es war offensichtlich, daß Ruggieri nicht mehr wußte, wie er mit diesem Heißsporn umgehen sollte.

»Was gibt es, Gefangener?« fragte er.

»Kerkermeister, schaff Er mir ohne Zögern den Ruggieri her«, deklamierte Tiberius.

»Um acht Uhr abends wird der Kommissar nicht ohne zwingenden Grund gestört. Er ist zu Hause.«

Tiberius rüttelte an den Stäben.

»Kerkermeister, verdammt! Tu, was ich sage!«

Der Wärter erinnerte sich an Ruggieris Anweisungen. Ihm Bescheid zu geben, sobald der Häftling ein

verändertes Verhalten zeigen oder den Wunsch äußern würde, zu reden, ganz egal, zu welcher Tages- oder Nachtzeit.

»Halt's Maul, Gefangener. Wir holen ihn.«

Tiberius blieb stehen, die Hände um die Stäbe geschlossen, bis Ruggieri eine halbe Stunde später erschien.

»Sie wollen mit mir reden, Tiberius?«

»Nein. Ich will, daß Sie mir Richard Valence holen, es ist absolut dringend.«

»Richard Valence ist nicht mehr in Rom. Er ist gestern abend nach Mailand zurückgefahren.«

Tiberius krallte sich an die Gitterstäbe. Valence hatte nicht auf ihn gehört und Laura allein der römischen Nacht überlassen. Valence war ein Dreckskerl.

»Dann holen Sie ihn aus Mailand!« brüllte er. »Worauf warten Sie noch?«

»Eines Tages wirst du dein Geschimpfe noch bezahlen«, sagte Ruggieri und durchbohrte ihn mit Blicken. »Ich lasse Monsieur Valence benachrichtigen.«

Tiberius fiel auf die Pritsche zurück und hockte da, den Kopf auf den Armen. Valence war ein Dreckskerl, aber er mußte mit ihm reden.

Wenige Zeit später wurde die Tür geöffnet. Tiberius atmete auf, als er Valence in die Zelle treten sah.

»Sind Sie geflogen?« fragte er.

»Ich bin nicht nach Mailand gefahren«, erwiderte Valence. »Eigentlich nie.«

»Also ... hast du für Laura getan, worum ich dich gebeten hatte?«

Valence antwortete nicht, und Tiberius wiederholte seine

Frage. Sorgfältig suchte Valence nach den passenden Worten.

»Ich war sehr biblisch mit Laura«, erklärte er.

Tiberius trat zurück und sah ihn prüfend an.

»Willst du damit sagen, daß ihr euch vor biblischer Liebe habt fallen lassen und du mit ihr geschlafen hast?«

»Ja.«

Die Hände im Rücken verschränkt, ging Tiberius langsam in der Zelle auf und ab.

»Gut«, sagte er schließlich. »Gut. Wenn das so ist.«

»Da das so ist«, sagte Valence.

»Ich muß daran denken, dir das Amt eines Konsuls anzutragen, wenn ich hier raus bin. Denn ich werde hier rauskommen, Valence!«

Tiberius wandte sich mit verändertem Gesichtsausdruck um. »Kannst du mir aus dem Gedächtnis den Text meiner Zettel sagen, die man bei dem Verwüsteten-Heiligen-Gewissen-der-Archive gefunden hat? Versuch es, es ist sehr wichtig, es ist lebenswichtig, konzentrier dich.«

»*Maria ...*«, begann Valence langsam mit gerunzelter Stirn, »*Maria ... Fenster-Tisch Nr. 4 Dienstag ... Maria Tür-Tisch Nr. 2 Freitag ... Maria ... Fenster-Tisch Nr. 5 Freitag, Maria ... Montag ... Maria ...*«

»Ja, begreifst du denn nicht, Konsul? Begreifst du nicht? Ist dir klar, was du da sagst? *Maria Tür-Tisch Nr. 2 Freitag ... Freitag!*«

»Ja, und was, *Freitag?*«

»Aber Freitag!« rief Tiberius, »Freitag ist Fisch! Freitag ist Fisch, Valence, verdammt noch mal!«

Tiberius schüttelte ihn an den Schultern.

Eine Viertelstunde später stürmte Valence in Windeseile in das Büro von Ruggieri, der sich nicht hatte entschließen können, zu gehen, und ihn erwartete.

»Nun, Monsieur Valence? Was hatte der Verrückte Ihnen so Vertrauliches zu sagen?«

Valence packte ihn am Arm.

»Nehmen Sie sechs Männer, Ruggieri, Richtung Trastevere, die Wohnung von Gabriella Delorme, Zivilwagen. Sie setzen sich in das Auto, das den Haupteingang versperrt. Ich gehe allein zu ihr hoch und gebe Ihnen vom Fenster aus ein Zeichen, wenn Sie nachkommen sollen.«

Ruggieri dachte nicht einmal daran, zu protestieren. Er schüttelte nur den Kopf, wie um eine Erklärung zu fordern.

»Später, Ruggieri, ich erklär es Ihnen auf dem Weg. Bereiten Sie einen Haftbefehl vor.«

Da Freitag war, hatte Gabriella nicht wenig Besuch, aber der Abend floß zäh dahin. Valence betrat die Wohnung, nahm Platz und schenkte sich ein Glas ein. Alle sahen ihn schweigend an. Nero, der im Hintergrund des Zimmers saß, zog an seinen Augenwinkeln, um ihn schärfer beobachten zu können.

»Bringen Sie uns Neuigkeiten, Zenturio?« fragte er.

»Ja«, antwortete Valence.

Nero zuckte zusammen und erhob sich.

»Das ist ein klares Ja«, erklärte er halblaut. »Ein Ja, das zählt. Was geht vor sich, Monsieur Valence?«

»Tiberius hat Henri Valhubert nicht getötet, und er hat Maria Verdi nicht getötet.«

»Das ist keine Neuigkeit«, bemerkte Claudius kalt.

»Doch. Ruggieri hat gerade die Anklageschrift vernichtet. Er setzt eine neue auf.«

»Was hat man herausgefunden?« fragte Nero und hielt seine Augen immer noch zu Schlitzzen verengt.

»Man hat herausgefunden, daß heute Freitag ist.«

»Das verstehe ich nicht«, murmelte Laura.

»Heute ist Freitag, und Freitag ist Fisch. Es ist Fisch, und es ist Waffenruhe. Es ist Waffenruhe und Enthaltksamkeit für Maria Verdi. Enthaltksamkeit und Reinheit. Jeden Freitag enthielt sich Maria Verdi der Komplizenschaft mit Tiberius, und Tiberius respektierte lächelnd diese wöchentliche religiöse Pause. Freitags war Ruhetag für die Diebe der Vaticana.«

»Und weiter?« fragte Claudius.

»Auf zwei der bei Maria gefundenen Zettel hat Tiberius geschrieben: *Tür-Tisch Nr. 2 Freitag* und *Fenster-Tisch Nr. 5 Freitag* ... Aber Tiberius hat Maria nie an einem Freitag arbeiten lassen. Diese beiden Zettel sind Fälschungen, und die neun anderen ebenfalls. Die echten Zettel hat Maria tatsächlich vernichtet, aber diese hier wurden nach ihrem Tod bei ihr deponiert, um Tiberius zu Fall zu bringen.«

Valence stand auf, öffnete das Fenster und gab Ruggieri ein Zeichen.

»Der äußere Schein ...«, murmelte er, als er das Fenster wieder schloß. »Wenn eine Wohnung verwüstet wurde, denkt man, jemand hat etwas gesucht, und denkt nicht, daß jemand im Gegenteil etwas dort deponiert hat. Die Zettel waren nicht bei Maria Verdi, bevor Lorenzo Vitelli sie dort hingetan hat.«

Ruggieri trat mit zwei Männern ein. Der Bischof hielt ihnen die Hände hin, bevor er dazu aufgefordert wurde.

Valence sah, wie der junge Polizist im Angesicht des bischöflichen Rings kurz zögerte, bevor er die Handschellen schloß. Gabriella schrie auf und stürzte zu Lorenzo hin, aber Laura rührte sich nicht und sagte nichts.

Valence lehnte am Fenster und beobachtete sie, während man den Bischof abführte. Laura sah Vitelli nicht an, und er sie auch nicht. Die beiden Freunde aus Kindertagen trennten sich ohne einen Blick. Laura nagte an den Lippen und rauchte mit jener souveränen Zerstreutheit, die sie die zu Boden fallende Asche vergessen ließ. Den Kopf geneigt, betrachtete sie erschöpft ihre Hände, mit jener Gleichgültigkeit und Trauer, die große Erschöpfung mit sich bringt. Richard Valence beobachtete sie, er suchte in ihrem Gesicht nach der Antwort, die noch fehlte. Er wußte jetzt, daß Lorenzo Vitelli Henri vergiftet und Maria Verdi die Kehle durchgeschnitten hatte. Er wußte es, weil die Fakten es bewiesen. Endlich verstand er die tatsächliche Verknüpfung der Ereignisse und begriff, wie der Bischof sie seit dreizehn Tagen so souverän manipulieren konnte. Aber er wußte nicht warum. Er wartete darauf, daß Laura redete.

Laura hatte ihre Stirn in die Hand gestützt, und es fiel ihm schwer, den Blick von ihr zu wenden.

Seit dem schweigsamen Aufbruch von Vitelli und den Polizisten stand Nero an den Türrahmen gelehnt, das zum Schlitz verengte linke Auge starr auf Valence gerichtet. Valence bemerkte, daß Nero sah, wie er Laura beobachtete. Er wußte, Nero war imstande, die Gedanken auf seinem Gesicht zu lesen, aber in diesem Moment war er unfähig, sein Gesicht unbeteiligt erscheinen zu lassen. Es war ihm egal.

Nero lächelte, Nero lebte wieder auf, seitdem er beinahe Rom in Brand gesteckt hätte. Er fragte sich, wer von ihnen als erster das Schweigen brechen würde, das andauerte, seit der große Bischof vorhin gegangen war. Er selbst

hatte keine Lust dazu. Diese benommene Stille, jetzt, wo sie alle zum erstenmal seit dreizehn Tagen schwiegen, war so angenehm und so verstörend. Er verschaffte sich Klarheit über Richard Valence, indem er an seinem Augenwinkel zog, und das gefiel ihm. Wenn er das Auge losließ, verschwamm Valences Bild, und wenn er aufs neue zog, wurde Valence scharf, mit seinem blauem Blick, den in die Stirn fallenden schwarzen Strähnen und seinem unregelmäßigen Atem. Nero hatte Valence kaum kennengelernt, aber er war sicher, der Mann befand sich seit mehreren Tagen nicht mehr in seinem Normalzustand, und das mitzuerleben gefiel ihm. Sehr sogar. Das Schauspiel heftiger Leidenschaft hat schon immer die Prinzen beglückt, dachte Nero.

Er löste sich schlaff von der Tür und holte eine Flasche Schnaps. »Ich bin sicher, daß alle hier lieber betrunken wären«, meinte er.

Ohne Eile machte er die Runde durchs Zimmer und reichte jedem ein Glas. Als er zu Laura kam, ging er in die Hocke und drückte ihr das Glas in die Hand.

»Und wozu das alles?« fragte er sie. »Für nicht viel. Weil Monsignore der Vater von Gabriella ist.«

Laura sah ihn ängstlich an.

»Woher weißt du das, Nero?«

»Das springt in die Augen. Ich habe es immer gewußt.«

Valence war so überrascht, daß er nach Worten ringen mußte. Er sah Claudius an, der erstarrt war, und Gabriella, die nichts zu hören schien.

»Aber wenn du das schon wußtest, verdammt«, sagte er zu Nero, »warum hast du dann nicht von Anfang an alles verstanden?«

»Ich denke doch nicht«, erwiderte Nero und erhob sich.

»Was tust du dann?«

»Ich regiere.«

Er sah sie lächelnd an.

»Was warten wir noch, um uns zu betrinken?« fügte er hinzu.

Valence lehnte sich schwerfällig ans Fenster. Langsam legte er den Kopf in den Nacken. Er mußte jetzt die Decke ansehen, nur noch die Decke ansehen. Er mußte jetzt nachdenken, nichts anderes als nachdenken. Natürlich hatte Nero recht, er hatte so recht. Und er selbst hatte alles übersehen. Gabriella war die Tochter von Lorenzo Vitelli, die Tochter des Bischofs. Das war wirklich das einzige, was man wissen mußte. Alles andere war danach ganz einfach. Henri Valhubert, der von der Existenz Gabriellas erfährt, dem unehelichen Kind, das man ihm seit achtzehn Jahren verheimlicht. Von da an ist er erledigt. Er ist erledigt, weil er es herausfinden will, das ist nicht zu verhindern. Er will es herausfinden, und alles setzt sich in Gang. Ohne irgendwelches Mißtrauen sucht er seinen Freund Lorenzo auf, um mit ihm über Gabriella zu reden. Vielleicht hat ihn die Reaktion des Bischofs beunruhigt, vielleicht hat er plötzlich die vage Ähnlichkeit wahrgenommen, die Vater und Tochter verbindet, oder aber er hat diese Vaterschaft aus all dem geschlossen, was er über Laura und Lorenzo weiß. Was hatte das für eine Bedeutung? Jedenfalls weiß Henri Valhubert es plötzlich. Er weiß. Zur Zeit der Geburt ist Vitelli bereits Priester. Unter seiner Drohung hat Laura geschwiegen. Vater unbekannt. Ihre Heirat mit Valhubert verdammt sie noch stärker zum Schweigen. Und dann faßt Lorenzo Zuneigung zu seiner Tochter. Das ist idiotisch, aber es ist so. Er zieht Gabriella auf, wobei er kein Risiko eingeht,

sie ähneln sich nur, wenn man daran denkt. Und er weiß genau, woher Laura ihr Geld hat, das ist ein weiteres Mittel, um sich auf immer ihr Schweigen zu sichern.

Henri Valhubert hat dieses verborgene Leben, das sich seit vierundzwanzig Jahren so friedlich abspielte, in große Erregung versetzt. Der Bischof mußte diesen Mann, der die Harmonie ihrer verschwiegene Beziehung zerstören würde, der seine Kardinalsstelle und seine gesamte Karriere zerstören würde, der die Zukunft von Gabriella zerstören würde, er mußte ihn umbringen. Ohne zu zögern vergiftet er ihn am Abend des Festes auf der Piazza Farnese. Die Sache mit dem Michelangelo läßt sich dabei herrlich benutzen. Vitelli ermittelt ohne Unterlaß, um die Angelegenheit aufzuklären, und stößt dabei auf mehr, als er zu hoffen gewagt hatte: Tiberius plündert die Vaticana, Tiberius eignet sich perfekt, um den Mord an seiner Stelle aufgehalst zu bekommen.

Aber er darf nichts überstürzen. Bloß nicht. Was würde Ruggieri denken, wenn er ihm Tiberius ausliefern würde, seinen jungen Tiberius, den er so sehr liebt? Der Bulle könnte mißtrauisch werden, könnte versuchen herauszufinden, was ihn dazu treibt, ihn, einen Mann der Kirche, Tiberius mit solchem Eifer auszuliefern. Vielmehr muß er die Bullen dazu bringen, Tiberius' Schuld mit der Zeit selbst zu entdecken, während er zum Schein seine Rolle als Beschützer wahrte. Nur gibt es da Maria. Maria ist nicht blöd. Sie kennt ihn seit vielen Jahren. Sie glaubt nicht an seine Hingabe, und, schlimmer noch, sie verdächtigt ihn des Mordes. Sie hat die Geschichte mit Gabriella seit langem begriffen oder hat das Gespräch zwischen Valhubert und dem Bischof im Arbeitszimmer mitbekommen. Vermutlich hat sie Vitelli vorgeschlagen, ihr Schweigen gegen seines zu tauschen: Sie würde nichts über Gabriella sagen, wenn er nichts über Tiberius sagt. Der Bischof akzeptiert, und dann

bringt er sie um. Und mühelos schließt sich die Schlinge um Tiberius. Perfekt. Aber nach seiner Verhaftung gerät Laura ins Wanken, und sie kennt genügend Einzelheiten, um die Sache zu durchschauen. Sie liebt den verdammten Kaiser sehr, und Vitelli spürt, wie sie schwach wird, wie sie Tag für Tag an Boden verliert. Laura wird ihm, dem Bischof, noch die Stirn bieten. Er muß sie eliminieren. Eine Drohung durch den Doryphorus, dann die Ermordung, alles wird ganz normal erscheinen. Laura töten. Bestimmt wird es ihm schwergefallen sein, sich dazu zu entschließen. Sehr schwer.

»Wie hast du das herausgefunden, Nero?« fragte Valence leise, ohne den Blick von der Decke zu wenden. »Was den Bischof und Gabriella angeht – wie hast du das herausgefunden?«

Nero verzog das Gesicht.

»Also, ich sehe Dinge im unsichtbaren Bereich«, sagte er.

»Wie hast du es herausgefunden?« wiederholte Valence.

Nero schloß die Augen und verschränkte die Arme.

»Wenn Nero das tut«, kommentierte Claudius, »dann hat er nicht die Absicht zu reden.«

»Richtig, mein Freund«, bemerkte Nero. »Wenn Nero das tut, könnt ihr euch alle zum Teufel scheren.«

»Ich habe es ihm gestern gesagt«, erklärte Gabriella.

Sie war aufgestanden und sah die anderen wie aus großer Ferne an.

»Du hast es nicht gewußt«, murmelte Laura.

»Manchmal wußte ich es trotzdem.«

»Wenn du das wußtest«, sagte Valence langsam, »dann wußtest du auch, wer Henri und Maria getötet hat.«

»Nein. Nur manchmal«, erwiderte Gabriella.

»Warum hast du nur mit Nero darüber gesprochen?«

»Ich mag Nero.«

»Na bitte«, sagte Nero, ohne die Augen zu öffnen.
»Unendliche Verstrickungen der Gefühle, aus denen sich die Geschicke der Fürsten weben und an denen sie scheitern ...«

»Halt die Klappe, Nero«, unterbrach ihn Claudius.

Nero hatte den Eindruck, daß es Claudius besser ging. Das war eine gute Nachricht. Valence fuhr sich mit der Hand über die Augen und wandte sich vom Fenster ab.

»Der Schnaps steht dort«, sagte Nero zu ihm und streckte den Arm aus.

»Tiberius hat sechs der elf gestohlenen Stücke in einem Safe aufbewahrt«, sagte Valence. »Die fehlenden sollte man wiederbekommen können, wenn man es sich etwas kosten läßt.«

»Selbst wenn die elf Stücke der Vaticana zurückgegeben werden, ist Tiberius noch lange nicht von seiner Schuld frei«, wandte Claudius ein. »Er kommt trotzdem vor Gericht und wird verurteilt.«

»Aber es gibt ja noch Édouard Valhubert«, sagte Laura.

»Er wird den Fall niederschlagen.«

»Du denkst an Erpressung oder so etwas?« fragte Claudius.

»Natürlich, mein Liebling.«

»Das ist eine verdammt gute Idee«, bemerkte Claudius.

Valence durchquerte den Raum. Er wollte Tiberius besuchen.

»Umarme ihn für mich«, sagte Laura.

Leise verließ er die Wohnung, ohne die Tür zuzuschlagen.

Es war Nacht und noch immer sehr heiß. Valence ging langsam, der Boden unter seinen Füßen verschwamm ein wenig. Nero hatte ihm viel zu trinken gegeben. Unaufhörlich hatte er ihm nachgeschenkt. Diese wabernde Stadt um ihn herum, die sich leicht drehte, nicht zuviel, nur gerade wie nötig, war angenehm. Valence sah sich in den dunklen Schaufensterscheiben und fand sich groß und vor allem schön. Wenn der Bischof Laura gestern abend getötet hätte, hätte er, Richard Valence, weiter ein massiger Typ mit hellen Augen sein müssen. Wozu waren helle Augen gut, wenn niemand sie ansah?

»Zu nichts«, antwortete er laut. »Sie sind zu nichts gut.«

Dann dachte er, daß er aufpassen müsse, wenn er seinen Weg finden wollte.

Er rechnete damit, Ruggieri noch bei der Arbeit anzutreffen, auch wenn es schon fast Mitternacht war. Ruggieri war ein fleißiger Arbeiter. Er hatte vermutlich schon begonnen, alles zu überprüfen, alle technischen Verbindungen des Falles zu analysieren.

Der Inspektor saß mit nacktem Oberkörper in seinem Büro und zog rasch ein Hemd an, um Valence zu begrüßen.

»Ich habe begonnen, alles zu überprüfen«, sagte er. »Es war tatsächlich so, wie wir gesagt haben. Der Schierling wächst in Hülle und Fülle im Garten des Bischofspalais'. Vitelli sagt, er habe die Pflanze für Valhubert ausgesucht, weil er wußte, daß sie einen sanften Tod verursacht. Bei Maria Verdi dagegen war es etwas anderes. Sie hat ihn schon so viele Jahre lang erbittert, daß das Messer

zwangsläufig eine Erleichterung für ihn war.«

»Was hatte er für Laura Valhubert vorgesehen?«

»Die Kugel. Und dann noch ... das hier.«

Ruggieri ging um seinen Schreibtisch herum und zog einen kleinen Umschlag aus einer Schublade.

»Eigentlich dürfte ich das nicht«, fügte er hinzu.

Er zögerte, drehte den Umschlag in den Händen und steckte ihn schließlich Valence in die Tasche.

»Von Monsignore Vitelli für Laura Valhubert. Sie geben es ihr. Und kein Wort darüber, bitte.«

»Ich würde gern Tiberius sehen.«

»Ah. Ist es so dringend?«

»Das ist es.«

Ruggieri seufzte und begleitete Valence zu den Zellen. Tiberius saß im Dunkeln.

»Ich habe dich erwartet, Konsul«, sagte er.

»Es ist zu Ende, Tiberius. Monsignore hat seine Hände hingestreckt, und man hat sie ihm gefesselt.«

»Lorenzo hat schöne Hände, vor allem mit dem Ring am Finger. So viele Leute haben ihn geküßt. Kannst du dir das vorstellen? Wie schön all dieser Dreck ist.«

»Bald kommst du hier raus. Laura wird die Dinge auf ihre Weise regeln. In ein paar Monaten bist du draußen. Du wirst deine Schuhe wieder anziehen können.«

Valence stand auf, um den Lichtschalter zu suchen.

»Mach kein Licht«, sagte Tiberius. »Ich möchte die Augen im Dunkeln haben.«

»Gut«, bemerkte Valence und setzte sich wieder.

»Glaubst du, Lorenzo hätte mich im Gefängnis vermodern lassen?«

»Ja.«

»Du hast recht«, sagte Tiberius seufzend. »Ich muß ihn besuchen, wenn er dann hier ist. Dann machen wir gemeinsam Lateinübersetzungen.«

»Ich weiß nicht, ob das eine sehr gute Idee ist.«

»Doch. Willst du wissen, warum ich all die Dinger in der Vaticana gestohlen habe?«

»Wenn du magst.«

»Weil ich wollte, daß das Heilige-Gewissen irgend etwas Lustiges in seinem Leben macht. Und ich schwöre dir, Valence, ich schwöre dir, sie hat sich gut dabei amüsiert. Du hättest ihr erschrecktes Gesicht sehen sollen, wenn sie die kleinen Päckchen unter den Tischen ablegte. Sie liebte all diese geheimen Nachrichten. O.k., sie ist tot, aber sie hat sich wirklich amüsiert. Jetzt sollte ich die Schuhe wieder anziehen.«

Tiberius stand auf, machte Licht und beugte sich unter seine Pritsche, um sie hervorzuholen.

»So«, sagte er. »Vielleicht siehst du nie wieder meine Füße, Konsul.«

Valence lächelte und wünschte ihm eine gute Nacht.

Draußen erwarteten ihn Laura und Nero.

»Hier, das läßt dir Lorenzo geben.«

Laura riß rasch den Umschlag auf.

»Es ist sein Ring, sein Bischofsring. Er hat ihn aufschneiden lassen.«

»Er schenkt ihn dir.«

»Darf er das?«

»Nein.«

Sie gingen ein Stück nebeneinander. Dann blieb Nero

plötzlich mitten auf der Straße stehen.

»Sagen Sie, Monsieur Valence, wie lange hat Tiberius noch?«

»Im schlimmsten Fall sechs Monate.«

Reglos dachte Nero einen Moment nach.

»Gut«, schloß er und reckte den Kopf. »Lassen Sie ihm ausrichten, daß er sich keine Sorgen machen soll.«

Gravitätisch reichte er Valence die Hand, berührte flüchtig Lauras Lippen und entfernte sich mit lässigen Schritten.

»In seiner Abwesenheit werde ich das Reich halten können«, sagte er, ohne sich umzuwenden.